

ZS

**Zürcher
Studierendenzeitung**
28.11.2014 #6/14



Sie kennt Kant
Aber was bringt's?

Kritik an Lausanne
ETH will Quote für
ausländische Studis

Krise in Bern
Studizeitung
am Ende?

Kunst aus Gaza
Biennale in
Palästina



digitec.ch

4 von 52 745 Artikeln



Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – digitec@digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz



Neuheit / Bestseller



699.– mit Abo ab 0.–
Nexus 6, 64GB

Das neue Google-Handy ist da: Ein grosser 6"-Quad-HD-Touchscreen, eine 13 MP-Kamera und Android 5.0 Lollipop überzeugen. Artikel Blau 3229496, auch erhältlich in Weiss sowie als 32GB-Version

Neuheit



799.–
Acer Aspire Switch 11 128GB, WiFi

Das 11.6"-Tablet gibt es inklusive Office Personal und Dock, welches zusätzliche 500GB Speicher bietet. Artikel 2774878

Neuheit



499.–
HTC Nexus 9 32GB, WiFi

Das Tablet von HTC und Google mit dem neuen Android 5.0, hochauflösendem 8.9"-HD-Touchscreen sowie 64bit-Prozessor. Artikel Schwarz 2759235, auch in Weiss sowie mit 16GB und 4G



329.– mit 50.– CashBack
Canon PowerShot S120

Beste Aufnahmen, auch bei schlechten Lichtverhältnissen. Dank WiFi lassen sich die Bilder unkompliziert teilen. Artikel 3452003



7 Ernüchterndes Jubiläum

Nach 25 Jahren Gleichstellungsarbeit ist nur jeder fünfte Lehrstuhl von einer Frau besetzt.

8 Bestnoten im Partymachen

Der VSUZH ist beliebter im Club Plaza als in der Unipolitik.

11 Sushi essend zum Traumjob

Zu Besuch an der ersten Ausgabe der Langen Nacht der Karriere.

14—21 Brotlos, wertlos, nutzlos?

Warum die Geisteswissenschaften nicht reicher, aber klüger machen.

24—25 Hurra, Krieg!

Warum auch die Schweiz beim Erinnerungshype um den Ersten Weltkrieg mitmacht.

5 Impressum 5 Editorial

6 ETH Lausanne 6 Update Unireform

9 Unbeliebter Master 10 Ranking

10 Ringvorlesung 12 Unitär

12 VSUZH-Kolumne 13 Senf

22 Unikum 23 Duell 26 Theisohts

Tipp 26—27 Kulturspalten

28—30 Biennale in Palästina

STF

TEXTILES | FASHION | BUSINESS MANAGEMENT

Schweizerische Textilschule

Master Product Management Fashion & Textile

3 Semester berufsbegleitend

Den Herausforderungen gewachsen sein und sich den dynamischen wirtschaftlichen Veränderungen der internationalen Märkte stellen.

Gerne beraten wir Sie bei einem persönlichen Gespräch.



Schweizerische Textilschule
Wasserwerkstrasse 119
CH-8037 Zürich
www.textilschule.ch/master



Titelvergabe durch unsere Partneruniversität
University of West London.

nächste
Infoabende
(19:00):
02.12.14
15.01.15



HIGHLIGHTS IM MOODS

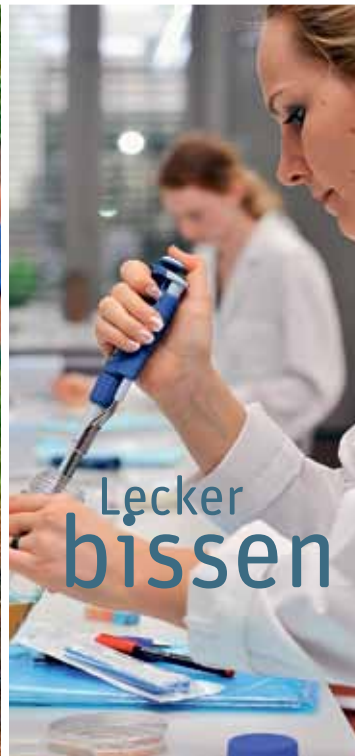
- CAMILLE O'SULLIVAN** (UK) indie, chanson, rock – **Mo 8.12.**
KING PEPE & LE REX (CH) CD-TAUFE, swing, Mundart, jazz – **Fr 12.12.**
ANDREAS SCHAERER FEAT. ARTE QUARTETT (CH) – **Di 16.12.**
GASANDJI (CD) world, Kongo – **Fr 19.12.**
OLIVIA PEDROLI (CH) pop, folk, nordic – **Sa 20.12.**
MORIARTY (FR) contemporary folk, indie, chanson – **So 21.12.**
KLISCHÉE (CH) BALKANKARAVAN SPECIAL electro swing – **Mo 29.12.**
BOOST REGGAE-DANCEHALL-SILVESTER – **Mi 31.12.**
AMPARO SANCHEZ (ES) flamenco, rock, folk, world – **Sa 24.1.**
HEIDI HAPPY (CH) indie pop – **Fr 30.1.**
BOMBINO (NE) tuareg, rock, world – **Mi 4.2.**

Infos/Tickets:
www.moods.ch

Unterstützt von



Partnerin



Verleihe den Lebensmitteln von morgen den nötigen Kick.

Lerne, auf künftige Konsumentenbedürfnisse einzugehen – im schweizweit einzigartigen Masterstudium in Food, Nutrition and Health.

Infoabend in Zürich: 10. März 2015, 18.30 – 19.30 Uhr
Hochschule für Wirtschaft Zürich, Lagerstrasse 5

hafl.bfh.ch

Impressum

Zürcher Studierendenzzeitung
92. Jahrgang
Ausgabe # 6 / 14
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Andrea Fröhlich
andrea.frrohlich@medienverein.ch

Inserate
Zürichsee Werbe AG
Seestrasse 86 – Postfach, 8712 Stäfa
044 928 56 03
cornelia.koroma@zs-werbeag.ch
Inserateschluss # 1/15: 9.2.2015

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'500 (WEMF 2013), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung
erscheint 6-mal jährlich und wird an alle
Studierenden der Universität Zürich sowie an
einen grossen Teil der ETH-Studis verschickt.
Nachdruck von Texten und Bildern ist nur
nach Absprache mit der Redaktion möglich.
Die ZS wird von Studierenden produziert,
sie ist von der Uni unabhängig und finanziert
sich ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 1/15: 8.2.2015

Redaktion
Nina Kunz [nik], Michael Kuratli,
Johannes Luther [jol], Andreas Rizzi,
Larissa Rhyn, Melanie Sauter [mel],
Florian Schoop, Hanna Stoll
E-Mail-Adressen der Redaktionsmitglieder:
vorname.nachname@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Kimon Arvanitis, Flavia Bonanomi,
Sven Bonnard, Laura Ermert, Deya Frey,
Severin Frohofer [sef], Michelle Huber,
Juliana Maric, Caroline Meier [cam],
Oliver Scherrer, Gianluca Sonanini,
Simon Truog

Bilder und Illustrationen
Nina Fritz, Nora Gsell, Sina Jenny,
Michael Kuratli, Hannah Raschle

Lektorat
Sandra Ujpeřtery (www.auftragskillerin.ch)

Produktionssong # 6 / 14
Spice – So Mi Like It

Editorial

Nutzen — Müssen wir Studierenden der Literatur, der Philosophie oder der Geschichte der Welt etwas bringen? Um diese Frage dreht sich diese Ausgabe. Liest man aktuelle Zeitungsberichte, so fällt auf, dass die Medien eine klare Vorstellung davon haben, was Geisteswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler der Welt (entgegen-)bringen sollen: politisches Interesse und Engagement. Der «Spiegel» publizierte kürzlich eine Studie des deutschen Bildungsministeriums. Eine Umfrage hatte ergeben, dass nur ein Drittel aller Studierenden «ein starkes Interesse an aktuellen Ereignissen» habe. Dieser Befund sei «bedauerlich».

Natürlich wäre es schön, wenn sich die Studierenden von heute im Seminar darüber streiten würden, ob nun die Theorien von Marx oder jene von Friedman überzeugender sind. Natürlich wäre es schön, würde mehr gelesen und weniger gewhatsappt, mehr reflektiert statt inszeniert, mehr über Arbeit nachgedacht als gearbeitet. Aber früher war nicht alles besser, nur weil im Licht-hof Lenin-Fahnen gehisst wurden.

Die Zielstrebigkeit der Jungen hat nicht nur zur Folge, dass die Career Centers an den Universitäten auf Wochen ausgebucht sind. Politisch aktiv zu sein ist heute ein Vollzeitjob, kein diffuses Gefühl mehr. Bestimmt ist unsere Generation im Schnitt weniger engagiert; dafür kompensieren die Engagierten die Entpolitisierung der Anderen – dies zeigen solche Umfragen nicht. Daher: Was für Studierende produziert die Uni von heute? Wahrscheinlich zweierlei: radikale Selbstoptimierer und radikale Weltoptimierer.

Nina Kunz, Redaktionsleiterin



Schweizer im Vorteil

Die ETH Lausanne will die Zulassung von ausländischen Studierenden begrenzen. Das Vorhaben erntet Kritik.

Michelle Huber und Juliana Maric

Beinahe jede zweite Person, die an der ETH Lausanne studiert, kommt aus dem Ausland. Der Raum zum Lernen wird immer knapper. Deshalb will man künftig weniger ausländische Studierende bei den Bewerbungen zum ersten Semester zulassen. Wie kommt es, dass die internationalste Hochschule der Schweiz weniger Ausländerinnen und Ausländer auf ihrem Campus haben will? Noch im Jahresbericht 2013 wurde das Motto «global denken, lokal handeln» festgeschrieben. Diese Globalität ist jedoch durch die Einführung einer Quote gefährdet. Wird die Universität an Innovationsgeist, frischen Ideen und internationalem Austausch verlieren?

Undemokratisch

Beim Verband der Studierenden Schweiz (VSS) machen sich Sorgen breit. «Die ETH Lausanne wird direkt darunter leiden, da sie weniger Nachwuchs aus der eigenen Hochschule haben wird», meint Dominik Fitze, Vorsitzender des Verbandes. «Wir finden den Antrag, dass die Hochschule selbst über die Zulassungsbeschränkungen bestimmen kann, undemokratisch. Damit wird die Entscheidung über Zulassungsbeschränkungen nicht mehr politisch gefällt – sondern aufgrund von sogenannten administrativen Sachzwängen.» Weiter zeigt er sich enttäuscht darüber, dass nicht mehr Geld in neue Infrastruktur investiert wird. «Die offensichtliche Lösung wäre es doch, mehr Räume zu schaffen. Stattdessen will man das Schweizer Hochschulsystem in seiner grundsätzlichen Funktionsweise ändern.»

Patrick Aebischer, Präsident der ETH Lausanne, rechtfertigt die Reform gegenüber der NZZ: «Wir wollen keine Massenuniversität sein.» In den letzten zehn Jahren hat sich die Anzahl der Studierenden an der Hochschule verdoppelt.

Ein hohes Bildungsniveau könne bei den aktuell vorhandenen Kapazitäten nur erhalten werden, wenn in Zukunft stärker selektiert wrd, so der ETH-Lausanne-Präsident. Zurzeit sei dies zwar ab dem zweiten Studienjahr möglich, nütze aber nur wenig, weil der grösste Andrang im ersten Semester stattfände.

Unter den Schweizer Studierenden besteht dabei laut Aebischer durch die Maturität bereits eine genügende Selektion. Das bewährte System wolle man nicht antasten. «Dies steht nicht zur Debatte».

Das vermeintliche Traditionsbewusstsein könnte anders gelesen werden: Denn die ETH Lausanne würde das Risiko eingehen, ein kleineres Budget vom Bund zu erhalten, wenn sie nicht mehr alle Schweizer Studierenden aufnehme.

Fachkräfte erwünscht

Bildungsausländerinnen und Bildungsausländer sind für die Schweizer Wirtschaft jedoch zentral, da das Fachwissen zu den wichtigsten Ressourcen gehört. Zudem bleibt laut dem Bundesamt für Statistik der grösste Teil der hier ausgebildeten Fachkräfte im Land und arbeitet in der lokalen Wirtschaft. Diese Zuwanderinnen und Zuwanderer tragen also zum Wohlstand der Schweiz bei.

Durch die Zulassungsbeschränkung wären die ausländischen Bewerberinnen und Bewerber im Nachteil gegenüber denen mit einer Schweizer Matur. Es bleibt offen, wohin mehr Selbstbestimmung die ETH Lausanne führen wird. Das Eidgenössische Amt für Wirtschaft, Bildung und Forschung hat nun zu entscheiden, ob es in Zukunft mehr Selektion an den beiden ETHs geben wird. Ein Entscheid wird frühestens 2017 erwartet. ◇

Unireform — Rektor Michael Hengartner möchte die Leitung der Universität umbauen. Die ersten Pläne wurden im Juni veröffentlicht. Nun sind weitere Änderungen bekannt geworden. Dieses Mal steht nicht die erweiterte Universitätsleitung (EUL) im Vordergrund.

Die Details zeigen, dass die Reform Hengartners noch tiefer greift als bisher angenommen. Mit dem Umbau würde auch die EUL völlig umgestaltet. Heute sind drei Stände im Gremium vertreten: Studierende, Privatdozierende sowie die Dekaninnen und Dekane. In Zukunft soll auch das administrative und technische Personal ein Stimmrecht haben. Ausserdem sollen die Verantwortlichen aller Fakultäten für das Thema «Lehre» an den Sitzungen der EUL teilnehmen können. Das Ziel sei, die Entwicklung der Lehre gesamtuniversitär zu planen, erklärte Rektor Hengartner. Ob diese Massnahmen die EUL tatsächlich stärken, bezweifelt der studentische Vertreter im Gremium, Beat Meier (ZS #4/14). Da die Dekaninnen und Dekane in die Universitätsleitung aufsteigen, verkomme die EUL zu einem Scheingremium, so Meiers Befürchtung.

Die Änderungen müssten im Universitätsgesetz sowie in der Universitätsordnung verankert werden. Die Fakultäten, die Stände und das administrativ-technische Personal haben bis Ende Januar 2015 Zeit, um im Rahmen der Vernehmlassung Stellung zu nehmen.

Der bisher bekannte Teil der Reform zielt darauf ab, die Kompetenzen des Rektors zu stärken. Die wichtigsten Punkte: Die Universitätsleitung würde nicht mehr fünf, sondern zwölf Mitglieder zählen. Neu wären die Dekaninnen und Dekane aller sieben Fakultäten dabei. Die drei Prorektoratsposten sollen nicht mehr nur die Fachbereiche vertreten, sondern spezifische Aufgaben übernehmen. Diese wären: «Nachwuchsförderung und Innovation», «Studium und Lehre» und «Professuren und Personal». Weiter würde der Rektor ein Veto-Recht beim Entscheid erhalten, wer Dekanin oder Dekan werden kann. Dieser Punkt wurde von unterschiedlicher Seite kritisiert, da die Fakultäten nur noch Personen zu ihrem Vertreter oder ihrer Vertreterin wählen können, die vom Rektor abgeseget wurden. [nik]



Aus der Wanderausstellung: Käftele für gleiche Rechte?

Mehr Frauen! 25 Jahre Gleichstellungsarbeit an der Uni Zürich. Vieles wurde erreicht – gleiche Chancen jedoch nicht.

Caroline Meier (Text) und
Nina Fritz (Bild)

Es wird viel über Gleichstellung diskutiert. Schaut man sich im Lichthof der Universität Zürich um, scheint es sie wirklich zu geben. Heute sind fast zwei Drittel aller Studierenden weiblich. Doch: je höher der akademische Grad, desto geringer der Frauenanteil. In der Professoren-schaft ist lediglich jeder fünfte Posten von einer Frau besetzt.

Der Ausstieg von Forscherinnen aus dem Karriereprozess wird auch mit der Bezeichnung «leaky pipeline», also undichte Leitung, beschrieben. Elisabeth Maurer, Gleichstellungsbeauftragte der Uni Zürich, vermutet, dass einige Frauen auf Leitungspositionen verzichten, weil sie pragmatisch denken. Der Weg zur Professur ist lang und bietet keine Garantie für eine Festanstellung. Spätestens wenn es darum geht, Kinder zu kriegen, entscheiden sich viele für einen sicheren Job und pokern nicht auf einen Lehrstuhl.

Das Dichten der «leaky pipeline» sei wichtig, da sonst viel Talent verschwendet würde. Silja Häusermann, Ordinaria am Institut für Politikwissenschaften, meint, dass gerade die Talentiertesten auch andere Karriereoptionen hätten. Weiter sei es positiv, wenn Menschen mit unterschiedlichen Perspektiven an einem Projekt arbeiten, findet Andreas Heinemann, Jus-Professor und Mitglied der Gleichstellungskommission.

Chancengleichheit

Auf Basis des Bundesprogramms Chancengleichheit erarbeitete die Abteilung Gleichstellung (AGL) in den letzten Jahren den «Aktionsplan Chancengleichheit». Fast zehn Millionen Franken stellt der Bund dafür zur Verfügung. Das Ziel ist es, ein Viertel Professorinnen, 40 Prozent Assistenzprofessorinnen und mehr Frauen in den Leitungsgremien zu haben.

Zum ersten Mal hielt die Unileitung 1989 schriftlich Gleichstellungsfor-derungen fest. Dies geschah auf Druck einiger Professorinnen. Es folgte die Grün-dung der Abteilung Gleichstellung und der Gleichstellungskommission (GLK). Zum 25-Jahre-Jubiläum hat die AGL nun eine Ausstellung konzipiert, die durch verschiedene Stationen an der Uni führt. Seit 1989 hat sich einiges getan. Wie Maurer erläutert, sind inzwischen die rechtlichen Grundlagen für die Chan-cengleichheit geschaffen. Nun gehe es ans Gestalten.

Familie geht alle an

Zu den Hauptzielen des Aktionsplans ge-hört die Weiterverfolgung der institutio-nellen Verankerung der Chancengleichheit. Weiter muss bei Berufungs- und Aus-zeichnungungsverfahren die Benachteiligung aufgrund des Geschlechts überwunden werden. Ulrike Müller-Böker, Professorin für Humangeografie, meint: «Die Chance, als Doktorand eine Auszeichnung zu be-kommen, ist doppelt so hoch wie für eine Doktorandin.» In den Berufungsverfahren werde zudem die Pflicht zur Hervor-hebung der weiblichen Bewerberinnen oft vernachlässigt, so Heinemann. Weiter sollen Familie und Karriere noch kompa-tibler gemacht werden. Hierzu bestätigt Maurer, dass seit kurzem Versuche mit Teilzeitstellen gemacht werden, die nicht nur an Frauen, sondern auch an Männer vergeben werden. Die Familienfrage sei heute ja eine Eltern- und keine Frauenan-gelegenheit mehr.

Seit 1989 wurde viel erreicht. Doch für Elisabeth Maurer ist klar, dass man das Ziel, die echte Gleichstellung, nicht aus den Augen verlieren dürfe. Die Entwick-lung gehe jedoch in die richtige Richtung, findet Andreas Heinemann: «Der Wandel der Terminologie von Gleichberechtigung zu Gleichstellung macht deutlich, dass der Ansatz heute aktiver ist.» ◇



Sorry, VSUZH: Bartalomeus Broccoli ist der Held des Abends.

Zum Erfolg gefeiert

Ein Broccoli, ein bisschen VSUZH und ganz viel Party.

Sven Bonnard

Gedimmte Lichter im Plaza. Es ist der Donnerstag vor Halloween. Hier steigt wöchentlich die studentische Party «Nachtseminar». Viele Gäste haben sich dem Anlass entsprechend verkleidet. Mitte in diesem Gewühl ist ein kleiner Broccoli aus Stoff: Bartalomeus Broccoli – das Maskottchen des Nachtseminars.

Am Rande der Menschenmenge haben es sich Julian Renninger, Ex-Co-Präsident des VSUZH, und Nachtseminar-Mitorganisator Pascal Facundo in einer Lounge bequem gemacht. Die Idee zum Nachtseminar kam Julian während seiner Zeit als erster Co-Präsident des VSUZH im Jahr 2013. Sein Ziel: eine Party für alle Studierenden zu organisieren. Denn bis dahin hatten dies nur die Fachvereine für ihre eigenen Studis getan. «Am Anfang kam uns dieses Vorhaben total illusorisch vor», erzählt Pascal. Denn eine solche Partyreihe hatte zuvor noch niemand in Zürich gewagt. Räumlichkeiten waren schnell gefunden. Durch einen Kontakt zum Geschäftsführer des Plaza erfuhren die Organisatoren, dass der Club ein neues Programm für die Donnerstagabende suchte. Der Deal stand nach kurzer Zeit. Jetzt fehlten nur noch die Gäste. Mindestens 400 sollten es werden, damit es sich lohnt. «Mit der Unterstützung verschiedener Fachvereine und anderer studentischer Organisationen konnten wir unsere Pläne umsetzen», erinnert sich

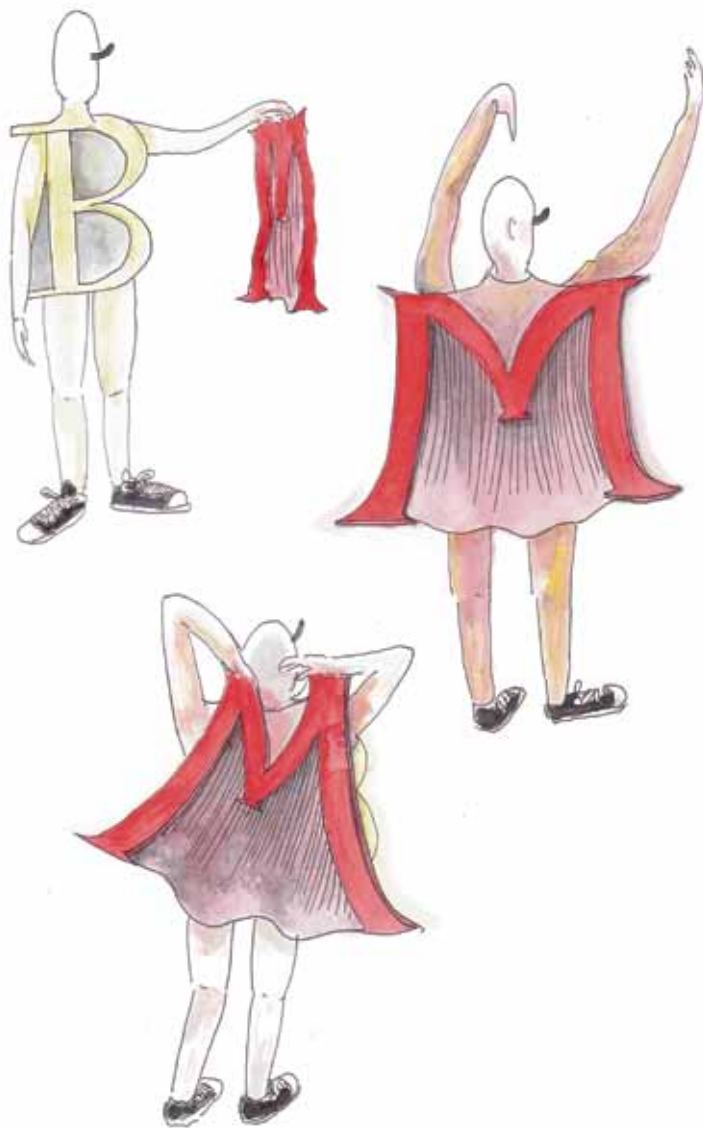
Pascal. Seither steigt die Zahl der beteiligten Organisationen stetig. Mittlerweile ist das Nachtseminar ein eigenständiger Verein. Auch die Zahl der Besucherinnen und Besucher ist stark angewachsen. Von den rund 400 Gästen am ersten Abend stiegen die Besucherzahlen auf heute fast 800.

Mottos und Money

Etwas später am Abend platzt das Plaza fast aus allen Nähten. Draussen hat sich eine lange Warteschlange gebildet. Bartalomeus Broccoli sucht sich Grüppchen verkleideter Frauen und lässt sich mit ihnen Ablichten. Der Pharaon hat unterdessen seine untote Prinzessin gefunden und begibt sich mit ihr auf die Tanzfläche. Das Motto des Abends ist jeweils den einzelnen Studierendenorganisationen überlassen; ausser an speziellen Tagen wie heute. Jede der beteiligten Organisationen darf mal einen Abend planen. Die Einnahmen gehen zu gleichen Teilen an den Club, die Studierendenorganisation des Abends und den Nachtseminar-Verein. Der Gewinn von nicht-vereinspezifischen Partys wird an bildungspolitische Projekte gespendet. Ausserdem werden die Gewinne für öffentliche und vereinsinterne Events ausgegeben.

Zwischen Zombies tanzen Frauen und Männer mit aufgemalten Totenschädeln. Einer der Nachtseminar-DJs ist DJ Redshift. Er sitzt in der Lounge und schwelgt in Erinnerungen: «Einmal, als ich am Mischpult stand, drehte ich mich um, und da tanzten tatsächlich die Chippendales auf der Bühne.» Er beobachtet die knutschenden Vampire und Teufelchen auf der Tanzfläche. «Die Frauen haben sich viel zu sehr aufgestylt, um Teufelchen zu spielen. Sie hätten sich besser Engelsflügel angelegt.»

Julian geniesst die Party immer noch von seinem Platz in der Lounge aus. «Das Beste ist, dass das Team des Nachtseminars wirklich harmonisch funktioniert.» Mittlerweile hat sich das Konzept der Party verselbstständigt. Der VSUZH hat nur noch das Recht auf ein Vorstandsmitglied im Verein. Es ist spät. Die ersten Bilder von Bartalomeus Broccoli mit den angetrunkenen Fantasiegestalten werden auf sein Facebook-Profil geladen. Er selbst ist im Getümmel verschwunden und wird von Klaue zu Klaue weitergereicht. Das schelmische Gemüse ist ohne Zweifel der Held des Abends.◇



Der Master: nichts weiter als der Bachelor im Mäntelchen?

Büezen nach dem Bachelor

Wer nach dem Abschluss leicht einen Job findet, wartet erstmal mit dem Master.

Kimon Arvanitis (Text) und Hannah Raschle (Bild)

Kamil schloss 2012 seinen Bachelor in Politik und Publizistik ab. Danach wollte er erst einmal eine Pause einlegen. Während des Studiums hatte er in der Maag Event Hall Bands betreut. Mit Glück konnte er nach dem Bachelor eine Vertretung als Product-Manager bei Universal Music übernehmen und erhielt eine Festanstellung. Kamil ist nur einer von vielen, die nach dem Bachelor-Abschluss nicht in Zürich weiterstudieren.

Seit der Bologna-Reform ist der Eintritt in die Berufswelt bereits nach drei Jahren Studium möglich. Besonders Abgängerinnen und Abgänger der Wirtschafts- sowie der Sozialwissenschaften entscheiden sich häufig für diese Option. «Hier hängt der Rückgang weniger mit

der Beliebtheit des Masters zusammen, als vielmehr mit der Tatsache, dass für Bachelorabsolvierende Einstiegsmöglichkeiten im Arbeitsmarkt existieren», so Stefan Gerig, Leiter der Studien- und Laufbahnberatung im BIZ Oerlikon.

Wie sieht es mit den anderen Fakultäten aus? Vier von fünf Bachelor-Studierenden der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen und der Theologischen Fakultät machten 2013 einen Master an der Universität Zürich. An der Medizinischen und der Rechtswissenschaftlichen Fakultät schrieben sich beinahe alle Bachelor-Studierenden 2013 für einen Master in Zürich ein. Diese Zahlen bestätigen die Beobachtungen von Gerig. Wie Kamil wollen viele Studierende aus theoretischen Fachrichtungen nach dem Abschluss praktische Arbeitserfahrungen sammeln und nicht gleich weiterstudieren.

Am 15. September dieses Jahres begannen rund 26'500 Studierende das neue akademische Jahr. Die Hälfte steckte in einem Bachelorstudium, ein Viertel im Master und fast ein Fünftel im Doktorat. Es gibt also verhältnismässig wenige Masterstudierende. Dies könnte auch am «Cross-Listing» liegen: An der Philosophischen Fakultät konnten die meisten Lehrveranstaltungen bisher von Studierenden aus beiden Stufen gebucht werden. Hier ist es schwierig, den Mehrwert eines Masters zu sehen. Die Philosophische Fakultät hat reagiert und das «Cross Listing» kürzlich abgeschafft. Andreas Jucker, Dekan der Philosophischen Fakultät, findet, dass die Trennung von Bachelor und Master einen zentralen Teil der Qualitätssicherung für das Studium darstellt.

Nach zwei Jahren Berufserfahrung will Kamil nun weiterstudieren. Er hat sich an der University of Westminster in London für den Master of Music Business Management beworben. Auf die Frage, ob sein Bachelor ihm bei seiner Arbeit geholfen hat, obwohl er nichts mit der Musikbranche zu tun hat, antwortet er: «Fachspezifisch war vor allem das Nebenfach Publizistik nützlich.» Gewisse Methoden und Anwendungen wie etwa Media Control verwende er heute eins zu eins in seiner Arbeit. Die Zahlen bestätigen die Vermutung: Wer Theorie studiert, möchte nach dem Bachelor arbeiten gehen. Wer eine zielführende Ausbildung wie ein Medizinstudium absolviert, braucht keine praktischen Erfahrungen nach den Bachelor. ◇

Nicht die Lehre zählt

Werden Universitäten bewertet, ist Geld wichtiger als zufriedene Studierende.

Oliver Scherrer

Rankings wirken auf Bildungspolitikern und -politikern so elektrisierend wie Süßigkeiten auf Kinder. So ist für die Uni Zürich der Rang 57 im diesjährigen Quacquarelli Symonds Ranking (QS-Ranking) wie eine meterhohe Smarties-Geburtstagstorte. Es ist die beste Platzierung der UZH seit Erscheinen der Rangliste. Dafür erntet sie in den Medien viel Lob und Anerkennung. Doch was genau steckt hinter diesem Ranking? Und was sagt es über die Qualität der Lehre an der Uni aus?

Im Zentrum des QS-Rankings stehen Meinungs- und Reputationsumfragen unter Akademikerinnen, Akademikern und Arbeitgebenden. «Darauf hat sich das Team des QS-Rankings spezialisiert», erklärt die Wirtschaftsprofessorin Andrea Schenker-Wicki, die an der Uni Zürich zum Thema Hochschulpolitik forscht. «Die akademische Reputation basiert vor allem auf Forschungsleistungen, während die Arbeitgeber bewerten müssen, aus welchen Unis sie bevorzugt rekrutieren würden.» Weitere Indikatoren des Rankings sind die Anzahl Zitationen, das zahlenmässige Verhältnis von Dozierenden zu Studierenden sowie die Internationalität von Studierenden-schaft und Mitarbeitenden.

Qualität der Lehre nicht gemessen

Auffallend am Ranking ist: Das für Studierende wohl wichtigste Kriterium, nämlich die Qualität der Lehre, wird nicht direkt berücksichtigt. «Die Qualität der Lehre wird nirgends ausdrücklich gemessen und bewertet», bestätigt Schenker-Wicki. Die befragten Arbeitgeber würden beispielsweise nur bewerten, ob es den Universitäten gelungen ist, Studierende auszubilden, welche sich auf dem Arbeitsmarkt behaupten können. Auch das untersuchte Verhält-

nis von Dozierenden zu Studierenden dient lediglich als grober und indirekter Indikator für die Bewertung der Qualität der Lehre.

«Höheres Ranking wäre kein Nachteil» Kann es also zu einer höheren Platzierung kommen, ohne dass eine Verbesserung der Lehre stattfindet? «Ein höheres Ranking ist für die ganze akademische Community, also auch für die Studierenden, sicher kein Nachteil», so Schenker-Wicki. Es bedarf aber einer genaueren Untersuchung der Methodik und der Resultate des Rankings, um zu erkennen, in welchen Bereichen sich die Uni verbessert hat. Denn die Komplexität des Rankings kommt bei alleiniger Betrachtung des Endresultats wohl nicht ans Licht. ◇

Finanzielle Zuwendungen Dritter — Die Uni schloss 2012 im Geheimen einen Sponsoring-Vertrag mit der UBS ab. Im Gegenzug erhielt die Bank ihren eigenen Lehrstuhl an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Damit waren nicht alle einverstanden. Vor allem deshalb, weil sich beide Parteien weigerten, den ganzen Vertrag publik zu machen. Die Gegner sowie die meisten Befürworter waren sich einig: Drittmittel müssen künftig transparent deklariert werden.

Die Unileitung erarbeitet derzeit Richtlinien für finanzielle Zuwendungen Dritter. Die Ethik-Kommission organisiert dieses Semester nun eine Ringvorlesung zum Thema. Dabei soll ein breites Publikum über die Problematik der Drittmittel informiert und die Diskussion innerhalb der Universität gefördert werden. Am 6. November 2014 stimmte der akademische Senat fast einstimmig einem Antrag des VSUZH für die Offenlegung sämtlicher Drittmittelverträge zu. Konkrete Regelungen werden nun von der Erweiterten Universitätsleitung (EUL) ausgearbeitet. Einen offiziellen Auftrag von der Unileitung hat die Ethik-Kommission dazu nicht. Sie wird höchstens Empfehlungen erarbeiten.

Das Angebot der Ringvorlesung ist vielfältig. Historiker, Journalisten, Mediziner und Juristen beleuchten das Thema aus verschiedenen Blickwinkeln. Peter Schaber, Organisator der Ringvorlesung, ist aber enttäuscht über den geringen Zuschauerzuspruch: «Das ist bedauerlich, da das Thema komplex und wichtig ist und über die UBS hinausgeht.» Bisher waren kaum mehr als 20 Besucherinnen und Besucher da. Das überraschte ihn, da im Vorfeld alle über den UBS-Deal diskutierten.

Schaber erhofft sich mehr Besucher für die abschliessende Podiumsdiskussion am 2. Dezember 2014. Vertreterinnen und Vertreter aus dem Nationalrat, der Gewerkschaft vpod, der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät sowie dem VSUZH werden miteinander über Drittmittel diskutieren. [mel]

Podiumsdiskussion:

«Finanzielle Zuwendungen Dritter»

Dienstag, 2. Dezember 2014

18.15 bis 20 Uhr

KOL F-104



Wie der Lichthof auf einem Drohnenflug aussieht? So.

Kondome statt Karrieretipps

Lange Nächte gibt es für Museen, Hotel-Bars und neu auch für die Karriere.

Flavia Bonanomi und
Laura Ermert

Kaum hatte der Gong die letzte Stunde ausgeläutet, strömten massenweise Leute in den Lichthof der Uni Zürich zur «Langen Nacht der Karriere». Vom Gymisüler bis zur Master-Absolventin war alles dabei. Sie standen Schlange für professionelle Fotoshootings oder Gratis-Stofftaschen. Bereits die ersten Vorträge um 18.30 Uhr durften sich eines grossen Publikums erfreuen. Über dem Geschehen schwebte eine Ballon-Drohne, die wie ein riesiges Auge angehende Karrieristinnen und Karrieristen erspähte.

Gute Frauenquoten

In der Haupthalle waren unter anderem die «Credit Suisse» mit Übungs-Bewerbungsgesprächen, «Schild» mit vier ausgestellten Business-Outfits sowie «Ernst & Young» mit kulinarischem Angebot vertreten. Regen Zulauf verzeichneten die Mini-Coachings der Career Services. Sie waren schon Tage zuvor ausgebucht. Das Programm war breit. Obwohl Jus- und Wirtschaftsstudierende am meisten profitieren konnten, gaben sich die Organisatoren Mühe, den Mythos der Berufschancen für Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler aufrechtzuerhalten. Zudem legten sie ein besonderes Augenmerk darauf, dass Frauen gut vertreten waren. Mehr als die Hälfte der Vortragenden war weiblich und erklärte, wie Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen seien.

Dann machten wir uns auch schon auf in Richtung ETH. Denn: So lang ist sie gar nicht, diese Lange Nacht. Beim «Millionaire Game» der «Crédit Suisse» gewinnen, an der «NZZ Campus»-Bar Kontakte für unsere journalistische Zukunft knüpfen, die Apéro-Bufferets der «Boston Consulting Group» abräumen: Unser Masterplan drohte zu scheitern.

An der ETH fiel uns auf, dass an den beiden Hochschulen identisch aussehende Programmhefte mit unterschiedlichem Inhalt verteilt wurden. So wussten die Besuchenden an der Uni Zürich nicht, dass derselbe Anlass auch an der ETH stattfand, und umgekehrt. Schade.

Nur an der ETH winken Jobs

Der Hunger trieb uns zunächst an die Stände der Unternehmensberater. Nachdem wir ein paar Sushi-Häppchen vertilgt hatten, erklärte uns eine Firmenvertreterin, dass man sich nicht direkt bewerben könne. Sie gebe uns aber mal ihre Business Card weiter, man könne sich auf einen Kaffee mit ihr treffen. Wir wollten aber keinen Job, klauten noch zwei Samosas und zogen weiter.

An der Langen Nacht ist es einfach, ins Gespräch zu kommen, auch wenn man sich bei beliebten Referierenden ein wenig nach vorn kämpfen muss. Allerdings hatten wir den Eindruck, dass man an der Uni eher generelle Informationen bekam, während an der ETH bereits konkrete Jobs winkten – sollte man sich denn genug um das Visitenkärtchen bemüht haben. So erklärt sich zumindest, wieso die beiden Veranstaltungen mehr oder weniger getrennt voneinander stattfanden; das Publikum sowie die Repräsentanten schienen nicht die gleichen Ziele zu haben.

Nicht alle Firmen konnten durch ihre Mitarbeitenden oder ihr Betätigungsfeld überzeugen. Dafür bekamen wir einen Eindruck davon, für welche Firmen wir später sicher nicht arbeiten möchten. Als wir uns in der Hoffnung auf intellektuellen Austausch an die «NZZ Campus»-Bar begaben, wurden wir enttäuscht. Kein Journalist weit und breit. Als Entschädigung reichte uns der Bartender zwei Kondome in «NZZ Campus»-Verpackung. Wir verstanden nicht so ganz, welches Karrieremodell sich hinter diesem Geschenk verbirgt, und zogen weiter zum Feierabendbier im bQm. ◇

To-do-Liste — Du warst ein sicherer Wert. Wenn ich an der Uni war, sah ich dich immer. Dein Blick traf mich nie, zu konzentriert warst du auf den Bildschirm und die dicken Bücher mit den vielen Paragraphen drin. Understatement war dein Markenzeichen. Deine Kleider haben immer perfekt gegessen und nur so getan, als wären sie billig. In der DS-Bibliothek hattest du deinen Stammplatz. Nicht etwa, weil du deine Masterarbeit geschrieben hast, sondern weil du jeden Morgen kurz vor neun beim Eingang standest. Neben dir stets eine ausgedruckte Excel-To-do-Liste. Wenn ich jeweils nachmittags auf einem freien Stuhl an deinem Tisch Platz nahm und meinen Laptop aufstartete, war bei dir schon die halbe Liste grün. Während ich den Nachmittag lang durch spannende Artikel mäandrierte, die gar nichts mit meiner Seminararbeit zu tun hatten, strich sich dein grüner Marker die Liste hinunter, bis nichts mehr zu tun war. Danach packtest du deine Siebensachen zusammen und gingst vermutlich nach Hause. Dann warst du weg, nach gefühlten zwei Jahren. Du hast wahrscheinlich deinen Bachelor abgeschlossen.

Vor kurzem hab ich dich wieder gesehen. Im 72er auf der Hardbrücke bist du eingestiegen, am späteren Abend. Im Business-Anzug, dein Blick war leer und deine Lider klappten immer wieder über ihm zu und ich fragte mich, von welchen Paragraphen du des Nachts träumst oder ob dein Schlaf so tief ist, dass kein Traum darin fliegen kann.



Michael Kuratli ist fundamentaler Elitarist, glaubt an die nahende Weltrevolution der geistigen Überlegenheit und darf sich bis zu diesem glorreichen Tag hier austoben.

Transparenz ist uns wichtig — Auf Antrag von studentischen Ständevertreterinnen und Vertreter und mit Unterstützung des VSZUH beschloss der Senat unserer Uni am 3. November eine möglichst weitreichende Transparenz im Umgang mit Drittmittelfinanzierung. Das Geschäft wurde zur Umsetzung an die Erweiterte Universitätsleitung (EUL) übergeben.

Der Antrag der Studierendenvertretung war wichtig für die Universität Zürich. Ein verantwortungsvoller Umgang mit Drittmitteln bedeutet notwendigerweise die Offenlegung der Geldströme. Es liegt im ureigensten Interesse der Universität, die Unabhängigkeit von Forschung und Lehre zu wahren. Bleiben Sponsoringverträge geheim, so kann auf die Integrität des höchsten akademischen Gutes, der Unabhängigkeit von Forschung und Lehre, nicht mehr vertraut werden. Mit ihrem mutigen und selbstbewussten Entscheid hat unsere Universität gezeigt, dass sie sich der Gefahren im Umgang mit Drittmittelfinanzierung bewusst ist. International nimmt die UZH damit eine Vorreiterrolle in Sachen Offenheit und Transparenz ein. Wir studieren an einer Universität, auf die wir deswegen stolz sein können.

Der Antrag war auch wichtig für uns Studierende. Die Debatte mit den Professorinnen und Professoren und der Universitätsleitung hat eines ganz klar aufgezeigt: Wir können an unserer Universität etwas verändern. Wir müssen nur den Mut haben, uns selbstbewusst Gehör zu verschaffen.

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSZUH**



Rhyn

RadiOH

Reinhören — Ein Beispiel dafür, was Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler mit ihrem Wissen machen könnten, ist Radiolab. Die Produzenten Jad Abumrad und Robert Krulwich haben zwar Kunst und Jura studiert, aber sie schaffen wissenschaftliche Sendungen, die in philosophischer Manier zum Denken anregen. Mit ausgefallenen O-Tönen vermitteln sie dem Hörer die zum Thema passende Atmosphäre. Radiolab ist wie eine Doku, gemixt mit erzählerischen Passagen, die im Gegensatz zum Pendant im Fernsehen Platz für Fantasie lässt.

www.radiolab.org



Luther

Visp

Einbürgerung — Ende November hab ich mein Einbürgerungsgespräch in der Gemeinde Visp im schönen Wallis. Was kommt da auf mich zu? Soll ich alle Sonderbundskantone aufzählen können? Oder muss ich mich gleich vor Ort zum Militärdienst bekennen? Vielleicht fragen die mich, welchen Fendant ich am liebsten mag? Ich darf gespannt sein. Nur eins ist gewiss: Wenn ich dann da rein geh' und die Prüfer mit einem perfekten «Grüezi» begrüsse, prügeln die mich sofort wieder raus. Denn das vertragen die Walliser überhaupt nicht.



Kunz

Drogen

Buch — «Legalisieren!» Das Buch des Soziologen Günter Amendt trägt einen polemischen Titel, aber der Inhalt geht tiefer. Amendt zeigt die Geschichte des Drogenhandels und der Drogenpolitik auf. Dabei erklärt er, warum der «war on drugs» gescheitert ist und wie eine Legalisierung illegaler Substanzen funktionieren könnte. Es ist das letzte Buch des Soziologen. Amendt verstarb 2011, als er auf dem Gehweg von einem Auto erfasst wurde. Würde sich auch als Weihnachtsgeschenk für Eltern aus der «68er»-Generation eignen.



Stoll

Dreifach

Youtube — Seit es Youtube gibt, hat sich «verkatert im Bett liegen, Pizza bestellen und Youtube-Clips schauen» als Sonntagnachmittagsbeschäftigung durchgesetzt. Hier also einige Anregungen, um durch das nächste Wochenende zu kommen: 1. ein bisschen Kultur aus dem Fernen Osten: «Benny Lava (with Lyrics)», 2. ein bisschen Politik aus dem Wilden Westen: «John Olivers Last Week Tonight Show über Drone Strikes» und 3. ein bisschen Wahrheit über Männer in Anzügen, die nach den Farben des Regenbogens geordnet sind: «Crystal River Boys – Rainbow of Love».

www.youtube.com/watch?v=sdyc1BrQd6g
www.youtube.com/watch?v=K4NRJoCNHIs
www.youtube.com/watch?v=NcJSPT5OdHU



Schoop

«So mi like it»

Youtube-Schätzli — Spice heisst sie. Sie macht Musik. Das ist nichts Ungewöhnliches. Aber du kennst nicht ihre verstörenden Musikvideos. Hier ein Erklärungsversuch: Frauen stehen auf Quats und wackeln mit dem Po. Dazu singen sie: «So mi like it.» Manchmal aber auch: «How mi stuck it, and a pop it, bum bum.» Warum? Weil «pum pum so tight, bum paco bum.» Daran folgt naturgemäss: «Skin out my pum pum, cock up and wine it.» Du weisst nicht, was ich mein? Dann klick hier:

www.youtube.com/watch?v=3yHmiixs3qI



Rizzi

Starwünsche

Liste — Ob Exzentrik nun Bedingung oder Folge eines Musikstarlebens ist, ist nicht so wichtig. Jedenfalls dann nicht, wenn wir einen Blick auf die Tour Rider, also die Wunschlisten der Stars für den Backstagebereich, werfen. Was in den 80ern als Spässchen der Band Van Halen begann – unter den mehreren Kilo M&M's durfte kein einziges braunes sein – erwies sich mit der Zeit als ausgewachsene Neurose. Mötley Crüe's Wünsche für ein Konzert 1998: u. a. eine Übersicht der lokalen Anonyme-Alkoholiker-Treffen, eine Maschinengewehr, eine vier Meter lange Boa constrictor und ein Glas Grey-Poupon-Senf.

nme.com



Kuratli

Freiraum

Crowdfunding — Die Zürcher Autorinnen- und Autorengruppe index vergibt ein Stipendium: eine Mansarde im Uniquartier. Es richtet sich an ausländische Künstler und Künstlerinnen, die noch keine bedeutenden Preise und Auszeichnungen gewonnen haben. Dank deiner Hilfe auf wemakeit.ch gibt es in Zukunft ein Taschengeld zur Mansarde dazu; und für dich und deine Freunde vielleicht einen privaten Literaturabend?

wortundwirkung.ch/freiraum



Sauter

Frau Clinton

Internationale Beziehungen — Hillary Clintons Biografie hat Kontroversen ausgelöst. Das Buch wird als Wahlkampfbiografie und Bewerbungsschreiben für das höchste Amt abgetan. Ich finde, die 656 Seiten amerikanische Aussenpolitik lohnen sich. Komplexe politische Situationen werden mit Geschichten aus dem Nähkästchen aufgelockert. Man sollte nur über den extrem amerikozentrischen Bezug hinwegsehen können.

Hillary Clinton, «Hard Choices», Simon & Schuster 2014.

Thema

Taugenichts?

Studierende der Geisteswissenschaften werden nie eine Atombombe bauen oder ein Krebsmedikament entdecken. Warum es dennoch nötig ist, sie auszubilden.

Sina Jenny (Bilder)



Studi- Einlageblock

Weiss, A4, 4 mm
mit Rand, 80 Blatt,
100 g/m², A4



campuswelt.ch

Onkel Willi im Nacken — «Was zum Teufel studierst du eigentlich?» Diese ketzerische Frage schmettert mir Onkel Willi an Familientreffen jeweils mit jener ungenierten Leichtigkeit entgegen, die mir das Lammkotelett im Hals stecken bleiben lässt. Onkel Willi hat ein einfaches Leben geführt. Er ging einer bodenständigen Arbeit in der Industrie nach. Er hat sich seinen Besitz hart erarbeitet. Das Einfamilienhaus und die Kinder sind sein Stolz. Seine Kinder haben nützliche Dinge wie Medizin und Maschinenbau studiert oder eine Lehre als Förster gemacht.

Aber ich und meinesgleichen; die Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler? Die machen sich es auf ihrem Hügel gemütlich. Lesen Bücher im sonnen-durchfluteten Park – und das staatlich subventioniert. Sie haben die Köpfe voll mit höchst interessanten, aber kaum brauchbaren Dingen und müssen sich immer wieder die Gretchenfrage gefallen lassen: «Wie steht's mit der Employability?» Dahinter steht der zeitgenössische Zwang, nützlich zu sein. Was nützen die Geisteswissenschaften der Gesellschaft? Was können wir ihr zurückgeben? Und müssen wir das überhaupt?

Das sind die Fragen, welche die Geisteswissenschaften seit der Erfindung der Profitrate begleiten und die sie zeitweise mit empiristischen Ansätzen zu beantworten versuchen. Onkel Willi sitzt uns ständig im Nacken. Wir alle kennen ihn, auch wenn er erfunden ist. Onkel Willi will uns schwitzen sehen im Angesicht ehrbarer Arbeit. Er wird uns nie verstehen, denn er spricht nicht akademisch. Seine ätzende Frage aber bleibt.

Michael Kuratli

Wir nützen

Die Kritik an den Geisteswissenschaften ist das Resultat einer kapitalisierten Denkweise. Essay von Andreas Rizzi

Wird gefragt: «Was bringt ihr?» oder «Was bringen wir?» offenbart sich die Vorstellung, die Geisteswissenschaften seien nicht Teil der Gesellschaft. So, als ob ein Kunststudent ein Bote wäre, der der Menschheit von aussen her das Geschenk der Erkenntnis überbringen könnte. Die Fragen implizieren also «Wir» versus «Ihr».

Ja, Geisteswissenschaften haben einen Nutzen, nützen nicht bloss sich allein als eine Art Selbstläufer, sondern der jeweiligen Gesellschaft, in der sie praktiziert werden. Nun, «Gesellschaft» ist abstrakt, also sprechen wir doch lieber von Menschen mit realen materiellen Bedürfnissen und Ideen, Gedanken und Gefühlen, die nicht minder real sind. Als Wissenschaft des Geistes produziert beispielsweise die Geschichte keine materiellen Güter. Wie auch, denn sie ist eben unverrückbar mit dem Geistigen verbunden. Was nicht heisst, sie produziere nichts, das ist ja überhaupt nicht möglich. Die Waren, wenn man so will, die sie herstellt, sind Gedanken und Ideen. Und genau hier gelangen wir zum Wesentlichen: Aus der geisteswissenschaftlichen Praxis resultiert Wissen um die Beschaffenheit des Zusammenlebens realer Menschen und Wissen um die materiellen und geistigen Umstände, die dieses Zusammenleben bestimmen. Nun muss man ein allzu grosser Utilitarist oder Zyniker sein, um zu behaupten, die Vermittlung dieses Wissens sei weniger wert als die Generierung von unmittelbarem oder finanziellem Nutzen oder gar überhaupt nichts wert.

Weiter ist leicht zu erkennen, dass das Wissen um sich selbst ein wesentliches Merkmal des Menschseins ist. Geisteswissenschaften leisten also einen gesamtgesellschaftlichen Wert in dem Sinne, dass sie diese zentrale Kategorie des Menschseins, die Möglichkeit des Selbst-Erkennens des Menschen als Mensch, mitermöglichen, indem sie dieses spezielle Wissen bewahren, überliefern, untersuchen, modifizieren und somit ständig erneuern. Wüssten wir ohne die Disziplin der Geschichte, also ohne das Wissen um unsere Vergangenheit, heute noch, dass das Frauenwahlrecht in der Schweiz erkämpft werden musste? Freilich kann daraus keine Handlungsanweisung für Menschen entstehen. Nein, denn der Wert der Geisteswissenschaften liegt darin, dass sie

aufzeigen, wie es war oder gewesen sein könnte, und damit die Basis dafür schaffen, dass sich Menschen Gedanken machen und sich auf die eine oder andere Art verhalten können (nicht müssen!). Sie bieten die Möglichkeit, sich zu entscheiden oder nicht.

Dominierende Vorstellungen ablösen

Was nützen die Geisteswissenschaften? Die Frage impliziert ja nichts Anderes als dass die Wissenschaften des Geistes im jetzigen Moment eben keinen Nutzen haben für das Zusammenleben – wenn sie es hätten, müsste man die Frage nicht stellen. In der stark ökonomisierten und rationalisierten Umwelt, in der wir leben, versteht man unter «Nutzen» erstens unmittelbar sichtbaren und zweitens finanziellen Nutzen. Nützlich ist eine ausgebesserte Strasse, denn sie erleichtert meinen Arbeitsweg. Nützlich sind Investitionen in die Atomindustrie, denn dank billiger Energie spare ich Geld. Nun sind diese beiden Definitionen zwar die momentan vorherrschenden, aber grundsätzlich nicht die einzig möglichen und vorstellbaren. Sie haben keine naturgesetzliche Gültigkeit. Weshalb den Nutzen-Begriff, die Vorstellung von Ökonomie, die sich allein am Unmittelbaren orientiert, nicht erweitern zugunsten einer Vorstellung von allgemeiner Nützlichkeit für das Zusammenleben von Menschen? Wenn wir die heute dominierende Definition von Nutzen aufgeben und sehen würden, dass nicht nur die Ökonomie mit ihrem messbaren Mehrwert, sondern auch Ideen und Gedanken nützlich und produktiv sind, dann würde die Berechtigung der Geisteswissenschaften vielleicht nicht mehr infrage gestellt.

Wenn also die Frage gestellt werden muss, ob und wozu die Geisteswissenschaften nützlich sind, obwohl sie ja bereits einen offensichtlichen Nutzen haben im Zusammenleben von Menschen, dann liegt es daran, dass eine zu enge Vorstellung von Nutzen, Nützlichkeit und Wert vorherrscht und die Geisteswissenschaften nicht als Teil des Sozialen angesehen werden. Würde man sich dessen bewusst, würde vielleicht viel von der Polemik wegfallen, wäre der Weg im besten Fall frei für ein besseres Verständnis des Anderen und ein Text dieser Art nicht nötig. ◇



Wir müssen nichts

Nur die Freiheit des Denkens zählt. Essay von Simon Truog

Was «nützen» die Geisteswissenschaften? Was müssen sie leisten? Diese Fragen klingen nach der Nützlichkeitsmaxime einer ökonomisierten Weltsicht, nach der jeder seinen Beitrag zum Wohlstand leisten muss. Die Geisteswissenschaften entziehen sich gerade einer solchen einseitigen Sichtweise – das Wirtschaftliche ist nur einer von vielen Aspekten des Lebens. Wenn die Nutzen-Frage so gemeint ist, antworte ich: Die Geisteswissenschaften nützen nichts. Kein messbarer Nutzen, kein monetärer Wert. Stellt man sich jedoch die Frage, was Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler für eine Funktion ausüben können in einer Gemeinschaft von Menschen, die untereinander ausmachen, wie sie zusammenleben wollen, dann ist es eine wichtige. Ich will im Folgenden zwischen zwei Formen dieser Funktion – Expertentum und Kritik – unterscheiden und argumentieren, weshalb ich die Letztere für sinnvoller halte.

Expertentum: Tipps für Erwachsene?

Auf Radio 1, dem «Radio für Erwachsene», wurde kürzlich in einer Wissenschaftssendung berichtet, immer mehr berufstätige Menschen hätten Stress und seien Burnout-gefährdet. Darauf gab ein Psychologe die folgenden Tipps zur Entlastung: bewusste Pausen machen, Tee trinken und am Wochenende spazieren gehen. Ein anderes Mal erfuhr man: «Forscher konnten nachweisen, dass eine halbe Tafel schwarze Schokolade Stresshormone eindämmt.» In einer weiteren Sendung gaben Forscher Anleitungen, wie man sich vom ungesunden Guetzlikonsum in der nahenden Weihnachtszeit abhält: 30 Sekunden lang eine Wand anstarren, mit den Zehen ein halbe Minute auf den Boden klopfen oder 30 Mal mit dem Zeigefinger gegen das Ohrfläppchen tippen. Das klingt wie die Wiederkehr der Magie im Deckmantel der Wissenschaft. Ob jemand solche Forschungsergebnisse ernst nimmt, ist für meine Argumentation unwesentlich. Worauf es mir ankommt, ist das von diesen Beiträgen gezeichnete Bild von hilflosen Menschen, die Anleitungen von Expertinnen und Experten benötigen, die diese anhand ihrer (oftmals dubiosen) Studien entwickeln. Ich glaube nicht, dass irgendjemand solche Tipps braucht, eher entspringt diese Art von Bevormundung einer Selbstüberschätzung der Wissenschaft.

Kritik: Autonomie und Freiheit

Im Gegensatz dazu schreibt die Kulturkritikerin niemandem vor, wie er zu leben hat, sondern sie hinterfragt die gängigen Praktiken und Redeweisen und versucht so, die Menschen dazu anzuregen, die Dinge anders zu sehen. Dem liegt die aufklärerische Überzeugung zugrunde, dass die Individuen einer Gemeinschaft möglichst selbstbestimmt leben sollen. Es wäre auch vermessen, zu glauben, ein Philosoph wisse als eine Art «Experte für das Leben» besser, was jeder Einzelne tun und denken soll – genauso wenig weiss er wegen seines Berufs immerzu, wie er sein eigenes Leben zu führen hat. Das soll nicht heissen, dass jeder Mensch selbst zum Philosophen werden muss. Vielmehr lässt er sich von der Kritik zu eigenen Gedanken anregen, so, wie der Philosoph sich von seinen Vorgängern inspirieren liess.

Während zudem der Experte versucht, nützliche Resultate zu veröffentlichen (und deshalb auch mal eine Studie fälscht), nimmt sich die Kulturkritikerin die Freiheit, eine eigene Sicht auf die Welt zu entwickeln und ihre Ideen aus der Lektüre von Büchern und Quellen sowie der Neugier auf Kultur zu gewinnen. Denn Wissenschaft und Philosophie brauchen Kreativität, Leidenschaft und Zeit, und dafür braucht es Freiheit, wogegen (Nützlichkeits-)Druck ein Kreativitäts-Killer ist. Hier geht es dem Geisteswissenschaftler ähnlich wie dem Bürger. Wenn der Experte Letzterem vorschreibt, wie er leben soll, tut er dies nur widerwillig. Wenn der Nutzen der Philosophin vorschreibt, was sie produzieren soll, dann tut sie das ebenso ungern.

Zum Schluss will ich meine Gedanken auf meinen eigenen Essay anwenden. Verwickle ich mich nicht in einen Selbstwiderspruch? Trete ich nicht als vermeintlicher Experte für geisteswissenschaftliches Engagement auf und sage, was zu tun ist? Nein. Ich kritisiere das Expertentum und schlage die Kritik vor, aber ich behaupte nicht: Das ist wissenschaftlich erwiesen und darum sakrosankt. Ich plädiere für eine Idee, und es wird von meinen rhetorischen Fähigkeiten und der Stärke meiner Argumente abhängen, ob ich damit überzeugen kann. ◇

«Ihr kostet nur und gebt nichts zurück»

In Schwamendingen, an der ETH und am Gymnasium Rämibühl:
Die Geisteswissenschaften kommen nicht überall an.

Larissa Rhynd und Florian Schoop

Wir können uns lange selbst Honig ums Maul schmieren und unsere Existenz als Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler philosophisch rechtfertigen. Doch ausserhalb der Mauern des Elfenbeinturms imponiert das wenig. Also wagen wir uns raus, um zu erfahren, was wir taugen. Und wir starten dort, wo der studierten Elite der Spiegel unbarmherzig vorgehalten wird: am Schwamendingerplatz.

Es ist in der Tat ein hartes Pflaster. Um uns herum hacken Pressluftschlämmer Löcher in den Boden. Männer in Orange giessen neben dem Platz heissen Teer in eine Baugrube. Man bekommt Kopfwahl vom Geruch der zähen Flüssigkeit. Trotzdem tummeln sich auf dem Platz hinter den Bauabschränkungen Leute. Das Wasserspiel in der Mitte zieht vor allem Kinder an. Es zeugt vom guten Willen der Quartiergestalter, aber die Trostlosigkeit hängt über allem. Wie schätzt man hier den Wert der Geisteswissenschaften ein?

Gemächlich schreitet ein alter Herr über den Platz, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Er erinnert an einen gedankenverlorenen Philosophen. Auf unsere Frage hin, was Geisteswissenschaften der Gesellschaft seiner Meinung nach nützen, schüttelt er nur den Kopf, verzieht die Lippen, murrte: «Das weiss ich doch nicht» und zieht trotzig weiter. Auch bei einer Gruppe von jungen Frauen haben wir kein Glück. «Geisteswissenschaften? Sorry, kei Ziit.» Doch dann kommt eine Familie auf den Platz: Neben dem Kinderwagen steht ein kleines Mädchen und schaut uns mit seinen braunen Knopfaugen fragend an, während sein Papa antwortet: «Wer Geisteswissenschaften studiert, endet brotlos.» Er selbst habe Germanistik studiert. Gebracht habe es ihm wenig bis nichts. Heute ist er Software-Entwickler. «Trotzdem haben die Geisteswissenschaften auch ihr Gutes: Sie pflegen unser kulturelles Erbe.» Das Mädchen mit den Knopfaugen wird ungeduldig; die Familie muss weitergehen.

Von unserem Gespräch neugierig geworden, kommt ein Mann Mitte 40 mit einem Kinderwagen auf uns zu. Was wir hier wollen, fragt er. Wir erklären uns, worauf sich der Mann nachdenklich am unrasierten Kinn kratzt. Geisteswissenschaften hätten wohl keinen grossen Nutzen, findet der Ur-Schwamendinger. «Aber sie können erklären, warum es mit uns bachab geht.» Trotzdem hätten sie keinen

grossen Einfluss auf die Welt. Die einzige Rechtfertigung der Geisteswissenschaften sei die Reflexion der Gesellschaft. «Studierte müssen es schaffen, Kompliziertes mundgerecht wiederzugeben», sagt der Künstler und verabschiedet sich.

Beim Wasserspiel sitzen Randständige auf einer Bankgruppe. Neben ihnen liegen leere Bierdosen. Das Mundwerk sitzt locker. «In der Schweiz wollen alle studieren», sagt ein Arbeitsloser mit Sonnenbrille und Schnauze. «Für die praktischen Jobs braucht ihr dann die Ausländer.» Er, der gebürtige Tscheche, hat selbst Elektronik studiert. In der Schweiz arbeitete er zuletzt bei einer Umzugsfirma. «Philosophie ist wie Astrologie», antwortet er schliesslich auf unsere Frage. «Sie bringt nichts.»

«Habt ihr einen Fragebogen?»

Ernüchert vom Stand unserer Denkschule, entschwinden wir schnell ins nächste Tram Richtung ETH. Wie ist das Bild der Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler von ihren Nachbarn von nebenan? «Also mal ganz ehrlich: Geisteswissenschaften bringen echt nichts», lautet das vernichtende Urteil von Samet, der im ersten Semester

Mathe studiert. Wir ziehen weiter und landen bei der Biologiestudentin Fabienne. «Habt ihr keinen Fragebogen, wo ich ein Kreuz setzen kann?», fragt sie uns. Als wir verneinen, erklärt sie: «Studierende der Geisteswissenschaften übermitteln unsere Traditionen.» Daher sei die Finanzierung ihres Studiums durch den Staat gerechtfertigt.

Nun gelangen wir an Beni, einen verkappten Philosophiestudenten, der sich wegen mangelnder Berufsperspektiven für ein Mathestudium entschieden hat. Die Wirtschaft dominiere heute alles, findet er. Daher könnten Philosophen kaum Einfluss nehmen auf die Gesellschaft. «Und doch sind sie ja diejenigen, die Anregungen geben, wie wir unser Leben gestalten sollten.» Beni's Kumpel Emanuel, der sich bisher im

«Wer Geisteswissenschaften studiert, endet brotlos.»



«Dazu bestimmt, die Brosamen der Innovationen historisch einzuordnen» – oder Kleider, wenn man keinen Job findet.

Hintergrund gehalten hat, nickt nun bekräftigend und ergänzt: «Man könnte viel mehr von angewandter Philosophie profitieren, als wir es heute tun.»

Auf dem Weg zur Tramhaltestelle treffen wir David, der in Klimawissenschaften doktoriert. «Wir Naturwissenschaftler sind oft technisch begabt, aber können unsere Innovationen nicht ethisch einordnen. Das sei die Aufgabe der Geisteswissenschaften. Er drückt seine Zigarette aus und läuft ins Hauptgebäude der ETH. Während hier also Zukunft gemacht wird, sind wir dazu bestimmt, die Brosamen der Innovationen historisch einzuordnen.

Weisheiten im Grasnebel

Aber was denken angehende Studis? Das versuchen wir an der Kanti Rämibühl herauszufinden, einem Gymnasium mit mathematisch-naturwissenschaftlichem Schwerpunkt. Vier Schüler sitzen auf einer Treppe. Im Hintergrund dröhnt schmalziger R'n'B aus einer Dockingstation. Schon von weitem sticht uns ein bissiger Marihuana-Geruch in die Nase. «Naja, Psychologen und Sozialwissenschaftler können ja Menschen heilen», findet Marco, während er am Pape seines Joints leckt. «Und die Literaturwissenschaft bringt ja auch einen gewissen Unterhaltungswert.»

Darauf meldet sich Pete: «Die ganze Staatswissenschaft basiert ja auf der Philosophie. Die Geisteswissenschaften sind also das Fundament der modernen Gesellschaft.» Nicht schlecht, aber was sagen sie zur Kritik, dass Studierende der Geisteswissenschaften nur Steuergelder verschwenden? «Geld ist nicht alles», findet Marco und nimmt einen tiefen Lungenzug. «Kultur ist mindestens genauso wichtig.» – «Genau», sagt Pete. «Geisteswissenschaften nützen eher im gesellschaftlichen Sinn.»

Dem widerspricht Tamara, die wir im Aufenthaltsbereich treffen. Sie isst gerade ein Avocado-Brötchen, findet aber genug Zeit, um zwischen den Bissen gegen Studierende der Geisteswissenschaften zu wettern: «Die kosten nur und geben wenig zurück. Der Staat hat nun mal begrenzte Mittel. Was denkt ihr denn, sollte man damit lieber Ärztinnen oder Philosophen finanzieren?», fragt sie keck und gibt gleich noch einen drauf. «Es soll mir mal jemand erklären, warum man Englisch und Deutsch studieren soll, wenn die beiden Sprachen in diesem Land sowieso jeder beherrscht?» Tamara nimmt noch einen Bissen von ihrem Brötchen und holt zum finalen Schlag aus. «Philosophie ist ja ganz ok, aber was bringt's? Nichts!» ◊

Journalistische Grabenkämpfe

Das Berner Studierendenmagazin Unikum ist bald Geschichte. Dafür konkurrieren zwei neue Publikationen um die Leserschaft.

Gianluca Sonanini



Das Cover der Ausgabe März 2013 zum Thema Heimatland.

Zuerst wurde sie in rote Boxen verbannt. Dann wurde ihre Auflage halbiert. Und am Ende wollten sie einige gar ganz abschaffen. Die Berner Studierendenzeitung Unikum befriedigte in den letzten Jahren unter der Schirmherrschaft der StudentInnenschaft der Universität Bern (SUB) kaum jemanden. Sie stiess auf wenig Interesse bei der Leserschaft, die SUB zahlte drauf und die Redaktion konnte sich journalistisch nicht ausleben.

Die durch den Studierendenrat gewählten und monatlich mit knapp 500 Franken entlohnten Schreibenden mussten selbst in den Redaktionssitzungen eine Aufsicht dulden. Politische Statements ausserhalb des Uni-Geschäfts waren grundsätzlich unerwünscht. Wollten die Redakteurinnen und Redakteure kritisch schreiben, befanden sie sich schnell in einer Grauzone. Dies schränkte die journalistische Arbeit ein.

Auflagenhalbierung

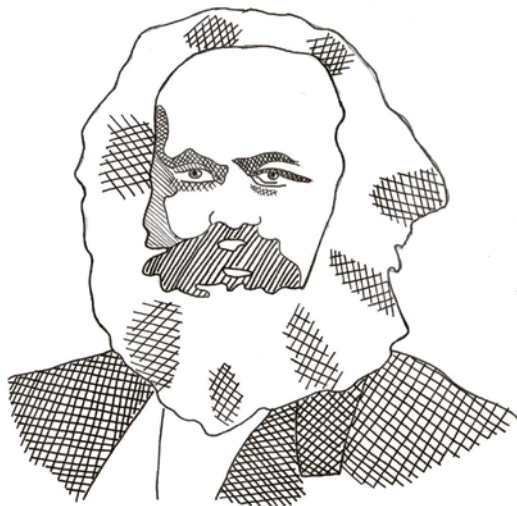
Es war der Anfang vom Ende. Als Sparmassnahme hatte die SUB 2010 beschlossen, den Versand des Magazins einzustellen und die Distribution durch Zeitungsboxen abzuwickeln. Die Massnahme zeigte sich knapp ein Jahr lang wirtschaftlich erfolgreich – bis auch die Werbepartner absprangen. So schrieb das Magazin 2012 schon wieder Verluste im mittleren fünfstelligen Bereich, obwohl man sich den Versand sparte. Dafür musste die Redaktion die vielen übrig gebliebenen Exemplare in den Boxen zählen, welche mit einer fremden Publikation geteilt wurden. Jonathan Stauffer, zuletzt Chefredaktor des Magazins, schildert: «Manchmal mussten wir die Boxen umdrehen, damit unser Magazin überhaupt greifbar war.» Auch die Halbierung der Auflage von 10'000 auf 5000 in diesem Jahr brachte nur eine relativ geringe Linderung der Kosten.

Redaktion zurückgetreten

In den letzten Ausgaben fielen dann die zahlreichen Webeartikel der SUB ins Auge, welche das Redaktionsteam im Gegenzug für die Finanzierung veröffentlichen musste. Diese Umstände führten schlussendlich zum Zerwürfnis. Die Redaktion trat geschlossen zurück und im Rat wurden verschiedene Varianten eines neuen «SUB-Mediums» besprochen. Zur Diskussion stand bis zuletzt auch ein Amtsblatt in Briefform, das die Studierendenschaft knapp über die Ratsgeschäfte informieren sollte. Mitte November nahm eine klare Mehrheit einen anderen Vorschlag an. Maurice Lindgren, Präsident der Kommunikationskommission (Kommom), sieht ein Medium vor, in dem die SUB sowie eine unabhängige Partnerorganisation je einen klar bezeichneten Teil haben. «Davon erhoffen wir uns eine höhere politische Brisanz und bessere journalistische Qualität», so Lindgren. Die Redaktion, welche nicht unbedingt aus Studierenden bestehen müsse, sei einzig verpflichtet, sich an die studentische Leserschaft zu wenden und die Beiträge der SUB abzudrucken.

Die ehemalige Redaktion will sich nicht mit einem solchen «Hybrid» abfinden. Dafür verzichtet sie künftig auf Entlohnung. Der neu gegründete «Studentische Presseverein an der Universität Bern» will noch im nächsten Jahr eine unabhängige Publikation veröffentlichen, «von Studis für Studis». «Zudem wollen wir auch einmal die Möglichkeit haben, uns in ausseruniversitären Geschäften politisch zu äussern», fügt Stauffer an.

Beide Publikationen sollen den Uni-Angehörigen in Zukunft wieder zugeschickt werden. Zudem wollen beide eine neue journalistische Qualität erreichen. Im nächsten Jahr wird sich zeigen, welches Blatt die Studis überzeugen kann. ◇



PRO: Karl Marx — Zuerst eine Begriffsklärung: Bettler sind nicht nur mittellose Individuen. Sie sind vielmehr Teil einer für die Revolution unbedeutenden Klasse, sie sind Teil des sogenannten Lumpenproletariats, der Auswurf aller anderen Klassen. Das sind konkret: verkommene Ableger der Bourgeoisie, Vagabunden, entlaufene Galeerensklaven, Spieler, Orgeldreher.

Was ist nun mit diesem Lumpenproletariat? Es gilt nochmals zu betonen: Für die Revolution ist es nichts wert. Es kann kein Bündnispartner der revolutionären Arbeiterklasse sein, da es in keinem Abhängigkeitsverhältnis zum Kapital steht. Aber man stelle sich vor: Ein Spaziergang durch das morgendliche London, anno 1876, ein solcher Mensch des Lumpenproletariats fragt nach einigen Pennies – sollen ihm diese verwehrt werden?

Nein. Denn Freiheit ist ein Luxus, den sich nicht jeder leisten kann. Die Freiheit muss erkämpft werden. Daher ist dem Lumpenproletarier Geld zu geben; nicht aus humanitären, sondern aus revolutionären Gründen. Kann ein Bettler aufsteigen, Lohnarbeiter werden, so wird er Teil der revolutionären Kraft gegen das bourgeoise Kapital.

Es gilt nicht den armen Menschen zu bestrafen, sondern die Bourgeoisie zu bekämpfen. Die hegemoniale Vorstellung des Profitschlagens muss durchbrochen, das Kapital zu Gunsten der Arbeiterklasse umverteilt werden. Denn Geld ist nicht eine Sache, sondern ein gesellschaftliches Verhältnis. Es ist nicht die Schuld des Bettlers, dass Gewinne privatisiert und Verluste sozialisiert werden.

Gebt den Bettlern nicht nur Geld, schenkt ihnen eine Ausgabe des Kommunistischen Manifests dazu. Denn nur wer die Dialektik des Klassenkampfes versteht, kann die richtigen Konsequenzen ziehen. Der Bettler soll Arbeit leisten. Arbeit im Sinne von: Ware, die der Lohnarbeiter an das Kapital verkauft. Denn nur der Arbeiter kann die Bourgeoisie, die herrschende materielle und herrschende geistige Macht, bekämpfen. Denn die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten. [nik]

CONTRA: Dagobert Duck — Ich kann niemanden leiden und mich kann auch niemand leiden. Diesen Satz legte mir mein Schöpfer Carl Barks bei meinem ersten öffentlichen Auftritt im Jahre 1947 in den Schnabel. Viel Zeit ist vergangen, meine Einstellung hat sich seitdem etwas gewandelt. Ich habe meine Familie schätzen gelernt, allen voran meine drei Grossneffen Tick, Trick und Track. Wenn ich mal meinen letzten Quaker getan habe, weiss ich, dass mein Vermögen bei ihnen in guten Händen ist. Trotzdem gibt es immer noch Dinge, die ich abgrundtief verachte. Ganz oben stehen: Schmarotzer. Und damit meine ich nicht nur meinen nichtsnutzigen Neffen Donald. Wenn es nämlich etwas gibt, das ich nie guteissen werde, dann ist es die Unsitte, Bettlern Geld zu geben. Almosen und Abgaben – Pah! Mir hat in meinem Leben auch niemand was geschenkt! Ich musste mir mein Vermögen mit harter und ehrlicher Arbeit verdienen.

Ich bin reich geworden, weil ich zäher war als die Zähsten und schlauer als die Schlausten! Und nicht weil ich unrasiert und angetrunken um halb zehn Uhr vormittags Wartende an Tramhaltestellen gefragt habe: «Tschuldigung! Hend Sie mir ächt mal'n Taler?» Noch schlimmer als die unrasierten Asozialen, die solch unverschämte Fragen stellen, sind die Idioten, die diese Dreistigkeit sogar noch mit einer Spende belohnen. Asozialen Pennern Geld geben! Soweit kommt's noch! Als ob ich mit den Panzerknackern nicht schon genug zu schaffen hätte! Ächz! Keuch! Stöhn!

Mir hat niemand gesagt, wie man Kapitalist wird. Aber ich kann allen sagen, wie man einer bleibt. Haltet euer Geld zusammen! Hortet es! Beschützt es! Macht sinnvolle Sachen damit! Ein Geldbad zum Beispiel. Ich kann versichern, für mich ist es ein Hochgenuss, wie ein Seehund in mein Geld zu springen und wie ein Maulwurf darin herumzuwühlen und es in die Luft zu schmeissen, dass es mir auf die Glatze prasselt. Wer Geld verschenkt, füllt keine Geldspeicher. Wer Almosen gibt, schafft es nur zu einem Klaas Klever oder meinerwegen vielleicht zu einem Mac Moneysac. Zur reichsten Ente der Welt bringt es auf diese Weise sicher niemand. [jol]

BETTLERN GELD GEBEN



Bekanntheiten aus aller Welt und Zeit duellieren sich zu ausgelosten Themen.



Der Erinnerungshype um den Ersten Weltkrieg nimmt bizarre Formen an.

Hurra, es war Krieg

100 Jahre Erster Weltkrieg:
Auch die Schweiz wird vom Erinnerungskult nicht verschont.

Johannes Luther (Text) und Michael Kuratli (Bild)

Vor 100 Jahren ist er ausgebrochen, der «Grosse Krieg». Das müsste jetzt auch der letzte Mensch mitbekommen haben. Denn auf der ganzen Welt wird des Ausbruchs des globalen Gemetzels gedacht, das als «Erster Weltkrieg» in die Geschichtsbücher eingegangen ist. Dies allerdings in einem solchen Ausmass, dass von einem regelrechten «Erinnerungshype» gesprochen werden kann. Gedenkveranstaltung reiht sich an Gedenkveranstaltung, Ausstellung an Ausstellung, Sachbuch an Sachbuch.

Vor allem in Europa, wo die meisten Kriegstoten zu beklagen waren, treibt der Erinnerungskult üppige Blüten. Viele Nationen zelebrieren das sogenannte «Centenaire» des Kriegsausbruchs auf verschiedenste Weise. Das ist logisch, schliesslich forderte der Krieg zwischen 1914 und 1918 über 17 Millionen Menschenleben. In Grossbritannien erin-

nerten zum Beispiel zwischen August und November 888'246 Keramik-Mohnblumen am Tower of London an die britischen Gefallenen im Ersten Weltkrieg.

Frankreich und Deutschland gedenken des Ersten Weltkriegs gemeinsam, mit verschiedenen Veranstaltungen. Dabei betrachten die Franzosen den «Grande Guerre» als nationalen Mythos, in dem das Land seinen Angreifern vereint und opferbereit entgegentrat. In Deutschland ist das Gedenken Teil einer wahren Erinnerungspflege, in der auch des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs vor 75 und des Mauerfalls vor 25 Jahren gedacht werden muss. Am 11. November wurde als vorläufig letzter Akt auf franzö-

letzte Veteran dieses Krieges starb im Jahr 2011 – im Alter von 110 Jahren. Wem bringt dieser gewaltige Erinnerungshype noch etwas? Der massenmedialen Erinnerungsindustrie, die dank dem «Centenaire» einen riesigen Absatzmarkt schaffen kann, auf dem Bücher wie Granaten vor Verdun einschlagen? Oder stillt der Hype unser Bedürfnis nach realer Geschichte, die wir möglichst intensiv erleben wollen? Vielleicht stehen wir auch einfach auf das schauerliche Gefühl, wenn wir uns das Säbelrasseln in der Ukraine anschauen und dann Parallelen zum Jahr 1914 ziehen.

Für Jakob Tanner ist die Rückkehr des Ersten Weltkriegs in das öffentliche

Bewusstsein nicht nur auf blosser Erinnerungsindustrie zurückzuführen. In der Einleitung zum Sammelband «14/18 – Die Schweiz

und der Grosse Krieg» schreibt er: «Vielmehr ist der Erste Weltkrieg der Gegenwart wieder näher gerückt. Der historische Rückblick hat an Relevanz und Tiefenschärfe gewonnen.» Dies ist auf die Umbrüche in der heutigen Welt zurückzuführen, die an die Situation vor 1914 erinnern. Heute wie damals plagen uns die unkontrollierbar erscheinende Globalisierung und die Krisenanfälligkeit der Finanzmärkte. Im Lichte dieser Parallelen, so Tanner, eignet sich der Erste Weltkrieg also als Analysefeld für die Herausforderungen unserer Zeit.

Lange vergessen

Gleichzeitig profitieren laut Béatrice Ziegler, Titularprofessorin an der Uni Zürich, viele Akteure von der Aufmerksamkeit, die dem Ersten Weltkrieg durch das «Centenaire» zukommt. Erstens die Forschung, die es sonst schwerer hätte, ihre Ergebnisse zu präsentieren. Zweitens die Europäische Union, die durch symbolische Akte ihre Friedensidee transportieren kann. Und drittens die Öffentlichkeit, die mehr über die Geschichte ihres Landes und der Welt erfahren kann.

Das ist vor allem in der Schweiz wichtig, wo der Erste Weltkrieg in den letzten Jahrzehnten in der Gesellschaft nicht präsent war. Ziegler erklärt: «Lange Zeit wurde die Schweiz im Ersten Weltkrieg nicht im direkten Bezug zur Gegenwart

thematisiert, sondern funktionalisiert für die Deutung der Gesellschaft und der Geschichte des Zweiten Weltkriegs wiedergegeben.» Erst mit dem «Centenaire» rückt das Thema in der Schweiz in das Bewusstsein der Menschen.

In diesem Licht sind auch die vielen Veranstaltungen, Publikationen und Ausstellungen in der Schweiz zu sehen. Hier wird ein längst überfälliges Kapitel Schweizer Geschichte aufgearbeitet, das wie kein anderes Ereignis in der Moderne die Schweiz nachhaltig veränderte. Es wird klar, vor welcher kulturellen und gesellschaftlichen Zerreihsprobe das kleine Land in dieser Zeit stand. Kulturell, weil die unterschiedlichen Sprachgebiete trotz Neutralität nach aussen mit den verschiedenen kriegsführenden Mächten sympathisierten. Gesellschaftlich, weil sich durch Hunger und Wirtschaftskrise tiefe Gräben zwischen der armen Arbeiterschaft und dem reichen Bürgertum aufbauten. Doch auch die Rolle der Armee und der Neutralitätsmythos werden genauer beleuchtet.

Neue Denkräume

Natürlich bringt das «Centenaire» auch ein Gedenktrommelfeuer mit sich, das kritisch zu beurteilen ist. Onlinekommentare etwa, die zu Gedenkfeierlichkeiten verlautbaren, dass der deutsche Angriff auf das neutrale Belgien völlig gerechtfertigt gewesen sei, da sonst Frankreich angegriffen hätte, zeigen: Der unheilvolle Geist des Revisionismus schwirrt immer noch in der Welt umher. Auch sind Bestseller wie Christopher Clarks «Die Schlafwandler» mit Vorsicht zu lesen. So versucht Clark etwa die Frage nach der Hauptkriegsschuld unter Ausblendung wichtiger Akteure zu beantworten. Trotzdem: Es wird geforscht, es wird diskutiert, und vor allem in der Schweiz entstehen neue Denkräume.

«In der Bevölkerung wird der Erste Weltkrieg vermutlich nach dem «Centenaire» wieder aus dem Blickfeld geraten», meint Béatrice Ziegler. «Das macht aber nichts. Es muss nicht alles permanent präsent gehalten werden.» Die Forschung wird mit den Ergebnissen weiterarbeiten, auch im Sinne einer Korrektur der «Schweizergeschichte». Resultate werden wohl erst in ein paar Jahren vorliegen. Vielleicht 2018, wenn sich das Ende des «Grossen Krieges» zum 100. Mal jährt. ♦

«Die heutige Welt erinnert an die Situation von 1914.»

sischem Boden der «Ring der Erinnerung» eingeweiht – ein gewaltiges Mahnmahl in Form eines ovalen Betonrings, auf dem die Namen von über einer halben Million Gefallenen aus verschiedenen Ländern eingraviert sind.

Auch in der Schweiz ist der Erste Weltkrieg Gegenstand öffentlichen Interesses, auch wenn das Land nicht unmittelbar am Krieg beteiligt war. So beleuchtet die Wanderausstellung «14/18 – Die Schweiz und der Grosse Krieg», die derzeit in Basel zu sehen ist, die Geschichte der Schweiz zwischen 1914 und 1918.

Die letzte Ausstellung im Zürcher Strauhof befasste sich mit der Schweizer Literatur in der Kriegszeit, während sich die Besucher im Kommunikationsmuseum Bern mit der Kriegspropaganda in der Schweiz auseinandersetzen konnten. Zusätzlich wird im akademischen Bereich rege zum Thema «Schweiz im Ersten Weltkrieg» geforscht und publiziert. Die Universitäten Bern, Genf, Luzern und Zürich betreiben sogar ein gemeinsames Forschungsprojekt, dessen Gesamtverantwortung der Zürcher Professor Jakob Tanner trägt.

Opfer der Erinnerungsindustrie?

Dem Gedenken an den Ersten Weltkrieg kann man dank dem «Centenaire» also in ganz Europa schlecht entgehen. Doch: Warum diese Erinnerungsmanie? Der

Christopher Nolans «*Interstellar*» — «They're us.» Die Entdeckung, dass die Signale aus dem All von uns selbst stammen, ja: dass wir selbst einen Kommunikationszirkel angestossen haben, der uns in neue Lebensräume führen wird, ist der Grundgedanke dieses Films.

Der Verwandlungsprozess, den er dem Menschen auferlegt, ist damit gewaltiger, als es jede Alienmaskerade je sein könnte. Was das eigentlich bedeutet, «ausserirdisch zu werden», das zeigt «Interstellar» recht eindrücklich.

An die Stelle der Weltraumkolonien – jener Aussenposten der Menschheit, die das Science-Fiction-Kino lange bereist hat, als handle es sich dabei um einen Abenteuer-Urlaub –, setzt Nolan die Einsicht, dass die fremden Welten erst dann lebensfähig werden, wenn wir lernen, als Spezies zu denken und zu handeln.

In der dramaturgischen Umsetzung dieser These ist «Interstellar» so konsequent wie kein anderer Film davor – ausgenommen vielleicht Kubricks «2001», der als Reminiszenz an allen Ecken und Enden aufscheint. Abseits aller Astrophysik gelingt dabei aber auch eine bemerkenswerte Reflexion über die Literatur als Medium der extraterrestrischen Einbildungskraft. Das hat Zukunft.



Prof. Dr. Philipp Theisoohn forscht am Deutschen Seminar zu extraterrestrischer Literatur.



Lebende Legende

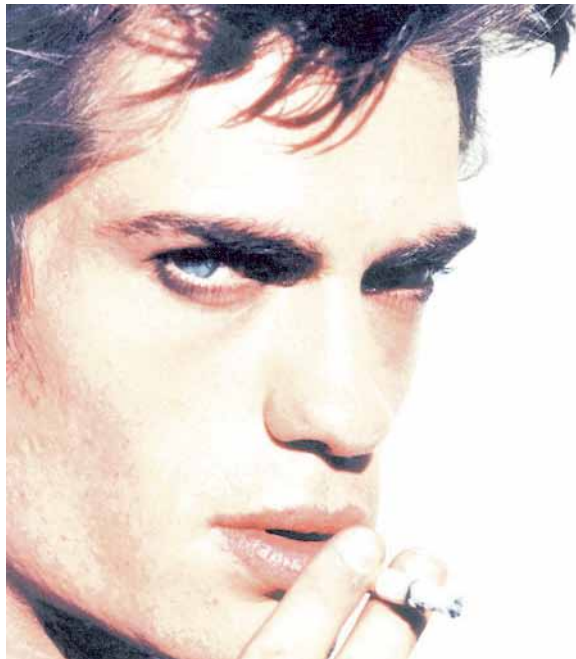
Warum der Film «20'000 Days on Earth» heisst? «Weil das einfach besser tönt als 57 Jahre und ein paar Monate auf Erden.» Bei Nick Cave geht es nie um das Praktische, es geht immer um die Kunst. So auch in der 97 Minuten langen Dokumentation von Iain Forsyth und Jane Pollard über den Künstler. Mit seiner Band «Nick Cave and the Bad Seeds» erlangte der Musiker Weltruhm. Spätestens seit dem Duett mit Popstar Kylie Minogue «Where the Wild Roses Grow» 1995 ist Cave auch SRF 3-Hörerinnen ein Begriff.

Aber zurück zur Kunst. Cave ist nicht nur Musiker. Er will auch Dichter, Schauspieler und Drehbuchautor, kurz: ein Genie, sein. Als solches inszeniert er sich auch in «20'000 Days On Earth», ein Film, der sich als Dokumentation ausgibt, aber eigentlich ein durchkomponierter Spielfilm ist. Was wie spontane Aufnahmen daher kommt, sind im Grunde komplexe Bildcollagen. Der Film gibt keinen Einblick in das Leben des «wahren» Nick Cave. Der Film gibt einen Einblick darin, wie Nick Cave versucht, sich als Mythos zu inszenieren.

Die «Dokumentation» zeigt einen Tag, den 20'000. im Leben des Künstlers. Mit Nick Cave Auto fahren, mit Nick Cave zum Psychiater, mit Nick Cave alte Fotos anschauen, mit Nick Cave zu Mittag essen - bei jeder Banalität dürfen die Zuschauer dabei sein. Nur: Wenn Nick Cave diese Dinge tut, dann sind sie nie banal, sondern aussergewöhnlich. Denn: Eine Legende lebt keinen Alltag, eine Legende lebt die Kunst.

Es macht Spass, ihm zuzusehen. Man denkt: «Mann, bin ich langweilig!» Aber es muss anstrengend sein, Nick Cave zu sein. Der Film endet mit einem Konzert (es ist ja inzwischen Abend geworden). Ein Orchester spielt, ein Kinderchor singt, Cave lässt sich feiern, er trägt ein goldenes Glitzerkostüm. Irgendwann ist auch mal gut. Der Kitsch ist überwältigend. Man verlässt das Kino, ist erschöpft und denkt: «Eine mythische Existenz zu leben, macht auch nicht glücklich.» [nik]

20'000 Days on Earth (2014)
läuft in Zürich im Kino Riffraff.



Kein Anzug passt

Mit Hund Hugo schmust er gerne, sonst mag er keine menschlichen Kontakte. Der 40-jährige Florian Burkhardt hatte bisher ein vielseitiges Leben. Das, obwohl er seine Geburt erst mit 21 Jahren erlebte, wie er selbst sagt. Zu der Zeit beschloss er, nach Hollywood auszuwandern.

Der Schweizer Regisseur Marcel Gisler nahm sich dieses Lebens an. Bereits 2008 wurde Gisler angefragt, die Regie für einen Spielfilm über Florian Burkhardt zu übernehmen. Damals lehnte er ab. Erst als 2010 die Anfrage von der Produktionsfirma Langfilm kam, sagte er zu, weil er einen Dokumentarfilm über den Stoff die bessere Lösung fand. Das Resultat: Gislers erster Dokumentarfilm, ein packender 113-minütiger Streifen. Die Ortswechsel und die Perspektivenvielfalt machen den Film lebendig. Zu Wort kommen Florians Eltern, Agenten und Wegbegleiter. Gedreht wurde in Berlin, wo Burkhardt heute lebt, aber auch in Zürich, Luzern, Locarno, Los Angeles und Indien.

Als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, überquert Florian mit 21 Jahren den Atlantik, um in Los Angeles eine Filmkarriere zu beginnen. Erfolgreich wird er jedoch als Model. Dann verliebt er sich und richtet sich neu aus. Er beginnt im Bereich Webdesign zu arbeiten; bei der damals angesagtesten Zürcher Internetagentur R.O.S.A. 2001 beginnen Panikattacken aufzutreten, bis Florian eines Tages nicht mehr fähig ist, auf die Strasse zu gehen. Schliesslich erfolgt die freiwillige Einlieferung in die psychiatrische Klinik Burghölzli. Diagnose: «Generalisierte Angststörung bei narzisstischer Persönlichkeitsstruktur mit Selbstwert- und Identitätsproblematik mit Anteilen einer sozialen Phobie». Medikamente und enge persönliche Betreuung helfen ihm, die Selbstständigkeit wiederzuerlangen. Am 30. Geburtstag feiert er eine öffentliche Party unter dem selbstgeründeten Label Electroboy,

das zu einer erfolgreichen Partyreihe wird. Das Ziel: die absolute Reizüberflutung. Wieso dieses Label ein so wichtiger Teil seines Lebens ist, dass sogar der Film diesen Namen trägt, wird jedoch nicht ganz klar. Mit 32 Jahren beginnt Florian Invalidenrente zu beziehen. Wegen zu hoher Lebenskosten in der Schweiz zieht er nach Berlin, wo er heute noch lebt. Es ist ihm nicht möglich, seinen Alltag ohne Medikamente zu bestreiten.

Was den Film ausmacht, ist die gnadenlose Ehrlichkeit. Florian, seine Familie und Wegbegleiter lassen einen an intimen Erlebnissen teilhaben und scheuen sich nicht, Gefühle zu zeigen. Obwohl Florian der Protagonist des Films ist, gibt es auch in den Geschichten der Nebendarsteller überraschende Wendungen. Gisler merkt an: «Florian hat verschiedene Identitäten wie Anzüge anprobiert, aber keiner wollte ihm richtig passen, bis ihm am Ende nichts anderes übrig blieb, als sich nackt im Spiegel zu betrachten.» In einem Auszug aus Florians Blog meint er, die Vorbereitungen auf den Film und die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit hätte ihm neue Motivation gegeben. Es profitieren demnach alle. Florian hat seinen Geist neu geweckt und Gisler konnte einen eindrücklichen Doku-Erstling abdrehen. Ein exzellentes Kinoerlebnis. [cam]

Electroboy (2014) läuft in Zürich in den Arthouse-Kinos.

Zürcher Finsternis

Schauerliche Biographien, maliziöse Ärzte, diabolische Ideologien, grausige Rituale – mit «Zürcher Finsternis» hat Pascal Gut, der an der Uni Zürich Philosophie und Geschichte studiert, sein Krimi-Debüt vorgelegt. Erschienen ist es im Emons-Verlag, der allein diesen Herbst neun Zürcher Krimis veröffentlichte.

Die Geschichte handelt von Mario Presko, einem schwulen Kommissar, der seine Familie jahrelang belogen hat und in Zürich einen Neustart wagt. Der Titel wurde vom Verlag wohl zwecks Einordnung in die Genre-Literatur gewählt, denn Zürich selbst ist bloss ein Nebenschauplatz. Die Handlung spielt sich unter anderem in Andermatt, Zug, Schwyz, im Tessin und auf Autobahnen irgendwo dazwischen ab. Umso mehr freut man sich ob der kleinen Details, wie Beschreibungen von orthodoxen Juden beim Sihlhölzli oder von semi-eloquenten Nutten an der Langstrasse. Als sich ein Jahr nach einer unaufgeklärten Kindesentführung, zu der Presko die Ermittlungen geleitet hat, ein Mann scheinbar grundlos stellt, gerät das Unheil ins Rollen. Der psychopathische Geständige möchte die Mutter des damals siebenjährigen Opfers unbedingt selbst zu der angeblich noch lebenden Tamara führen. Presko lässt sich darauf ein, ohne zu wissen, worum es (dem Täter) eigentlich geht.

Der Krimi lebt vom rasanten Erzähltempo, den vielen Toten (mindestens 17) und der Frage nach den Beweggründen der geisteskranken Täter, die bis zum Schluss gewahrt wird. Daneben schmücken mehrere Handlungsstränge, die zunächst parallel und danach teilweise im Sand verlaufen, sowie Exkurse zur Schweizer und zur Philosophie-Geschichte die Erzählung aus. Allerdings brechen ärgerliche Makel den Rhythmus der Geschichte, und leider sind es vor allem diese, die einem – zumindest auf den ersten Seiten – den auf dem Buchrücken versprochenen Schauer über den Rücken jagen. Zum Einen fordert die genaue Datierung (am 11.8.1999 fand in Zürich die Sonnenfinsternis statt) ihren Tribut: 1999 gab es weder den «Stall 6» oder die «Zukunft» noch war es besonders wahrscheinlich, dass im Tram zwei kleine Mädchen einen MP3-Player benutzten oder die Leute von «den Neunzigern» gesprochen haben. Zum Anderen stören sprachliche Ungereimtheiten den Lesefluss. So kommt es, dass sich Leute vor Schmerzen (sic!) reckeln und später (immerhin wohl) «räkeln» Und es zeigen sich eigentümliche syntaktische Konstruktionen («das Erste, an was Mario hatte denken müssen») und der übermässige Gebrauch des Relativpronomens «welcher». Ein sorgfältiges Lektorat sieht anders aus.

Insgesamt überzeugt Gut mit der spannenden Geschichte und der narrativen Gestaltung, die mit Rückblenden und verschiedenen Erzählperspektiven gerade für einen Krimi vielfältig ist. Auf seine sprachliche Entwicklung indes darf man gespannt sein. [sef]

Pascal Gut: Zürcher Finsternis. Emons 2014, 272 Seiten, 16.90 Franken.

Eine Metro für Gaza

Die Palästinensische Biennale «Qalandiya» will eine andere Geschichte des Landes erzählen. Hanna Stoll

In Jerusalem ist «Qalandiya» ein Synonym für die Segregation der Gesellschaft. Es ist der Name eines Checkpoints zwischen Jerusalem und Ramallah. «Qalandiya International» heisst aber auch die Palästinensische Biennale, die diesen Herbst zum zweiten Mal stattfand. Die Kunst, die gezeigt wird, ist politisch und beleuchtet bisher unbekannte Winkel der palästinensischen Geschichte. So lag in Qalandiya nämlich bis 1967 der einzige Flughafen Jerusalems. Er war ein Dreh- und Angelpunkt für die Region und ein Tor zur Welt.

Dieses Jahr waren zwölf Institutionen aus allen Teilen Palästinas und über 100 Künstlerinnen und Künstler an der Biennale beteiligt, darunter bekannte Namen wie Emiliy Jacir, die 2007 einen Goldenen Löwen an der Biennale in Venedig gewann, oder Jumana Manna, die 2012 mit dem Young Palestinian Artist Award der Qattan Foundation ausgezeichnet wurde. Die Institutionen konzipierten ihre Programme zum Thema: «Archives – lived and shared». «Die Geschichte wird von den Siegern geschrieben und so behalten sie die Menschen im Gedächtnis», sagt Alia Rayyan, künstlerische Leiterin des «Al Hoash», eines Kunstraums, der Teil der Messe ist. «In Archiven entdeckt man alternative Narrative, die es wert sind, erzählt zu werden. Diese verändern unsere Sichtweise auf die Vergangenheit und beeinflussen, wie wir die Gegenwart wahrnehmen.»

Urbanität und Patriotismus

In Jerusalem ist besonders die Geschichte des urbanen Raums heftig umstritten. Mit dem Projekt «Zalet Lisan» haben sich Kunstschaffende auf eine alternative Spurensuche begeben. Während die Stadtregierung Jerusalems das kontroverse Grabungsprojekt «City of David» in Ostje-

rusalem vorantreibt, das die Existenz des biblischen Königs belegen soll, entdeckten die Kunstschaffenden nur unweit von der Stelle den verwahrlosten «Karm Al-Khalili»-Garten. Der Park war von der Drogenszene bevölkert. «Wir wollten ihn in eine moderne Oase verwandeln», sagt der Kurator Yazid Anani. Mit Beamern projizierten sie Tiere an die Büsche und Bäume im Park. Zudem lud Anani eine palästinensische Zirkusschule ein, die den Park in ein kleines Quartierfest verwandelte. Dieses und andere Happenings wurden für die Ausstellung «If I were a Patriot?» im Museum der Universität Birzeit in Ramallah dokumentiert. Für das Konzept der Ausstellung liess sich Anani von den Gefängnistagebüchern Khalil Sakakini inspirieren. Darin hinterfragte der palästinensische Nationalist und Dichter seine Loyalität zur damals ansässigen osmanischen Kultur.

Anani bevorzugt es, im palästinensischen Kontext Interventionen, Happenings oder Videokunst zu zeigen. «Objekte aus Gaza machen die Leute rührselig», sagt Anani. «Die Fetischisierung von Objekten aus einem Kriegsgebiet geht Hand in Hand mit der Viktimisierung der Künstler», meint Anani. Die Kunst, die Anani ausstellt, lässt diese Fixierung nicht zu. Sie ist flüchtig und hinterlässt Eindrücke und Emotionen, die nur einen Moment lang anhalten.

Das jüngste Kapitel der palästinensischen Geschichte, der Krieg in Gaza diesen Sommer, hat mehr als nur flüchtige Spuren hinterlassen. «Während des Krieges haben wir diskutiert, die Biennale abzusagen», erzählt Alia Rayyan. «Dann haben wir aber beschlossen, das aktuelle Geschehen einzubinden.» Rayyan wagte kurzfristig, an der geplanten Ausstellung im «Al Hoash» nur Künstler aus Gaza zu zeigen.



Einer davon ist Mohamed Abusal mit seinem Werk «A Metro for Gaza», das eine Metro in den zerstörten Tunnelsystemen unter Gaza imaginiert. «Im Moment haben wir acht Stunden Strom pro Tag in Gaza», erzählt Abusal. Viel ferner könnte die Fantasie einer Metro nicht sein. «Für mich ist Gaza wie ein Labor. Internationale Organisationen, die Regierungen in Israel, Ägypten und den USA diskutieren und experimentieren hier. Unsere Lebensbedingungen werden von aussen bestimmt. Also habe ich mir aus der Vogelperspektive überlegt, was ich mit dem Experimentierfeld Gaza anfangen würde. Mir gefällt die Vorstellung eines modernen und ökologisch nachhaltigen Gaza, das unterirdisch, verborgen von den Augen der Weltöffentlichkeit lebt.»

Die Zerstörung Gazas waren nicht nur in «Al Hoash» ein Thema. Die Präsenz der Werke sowie die Abwesenheit

der Künstler aus dem Streifen widerspiegeln die Fragmentierung Palästinas, das seine Biennale in Haifa, Hebron, Gaza, Jerusalem, Ramallah und Kuwait feiert. «Die Isolation in den einzelnen Teilen Palästinas war ein Grund, weshalb wir vor zwei Jahren die erste Ausgabe von Qalandiya International auf die Beine gestellt haben», erzählt der Künstler Khaled Hourani.

«See you in The Hague»

Die Isolation brechen: Dies wollten auch die Kunststudierenden der «International Academy of Art Palestine». Für eine Zusammenarbeit mit der Kunstakademie in Den Haag sind sie unter der Leitung von Khaled Hourani in die Niederlande gereist. Die Gruppe wollte zunächst den Versuch dokumentieren, eine Anhörung vor dem Internationalen Gerichtshof zu bekommen. «Wir wollten Schadenersatz für die Zeit einfordern, die Palästinenser an den Checkpoints, im Gefängnis und den Irrwegen durch administrative Ämter verloren haben», erzählt Hourani. Im Verlauf des Sommers wurde die Idee weiterentwickelt und man entschied, mehr über das Leben in «controlled spaces» zu erfahren. Dass Den Haag selber so ein Ort ist, hatten die Kunststudierenden nicht erwartet. Die Stadt hat eine der höchsten Dichten an Überwachungskameras im

öffentlichen Raum. Obwohl die Kunststudierenden dies kritisch hinterfragen, finden sie die Videokameras an sich nichts Schlechtes. «Die Kontrolle durch Überwachungskameras schützt alle», meint eine Studentin. Die Debatte macht deutlich, wie stark sich die Realität der jungen Kunststudierenden von der ihrer holländischen KommilitonInnen unterscheidet. In den letzten Wochen war es oftmals der Überwachung öffentlicher Räume zu verdanken, dass Verbrechen an Palästinensern aufgedeckt wurden.

In Den Haag sperrten die Kunstschaffenden Strassen mit Tüchern ab, um die Reaktionen auf Grenzen im öffentlichen Raum einzufangen. Die Polizei war schnell vor Ort, liess die errichteten Barrieren aber noch für einige Zeit stehen. Die Passanten seien eher positiv überrascht gewesen. «Ihr eigenes Überwachungssystem nehmen die Holländer viel weniger stark wahr, als wir unseres hier. Aber Studien zeigen, dass auch unsichtbare Überwachung das Verhalten steuert», meint eine Studentin.

Konsum statt Politik

Um Grenzen ging es auch in den Künstlergesprächen an der Messe. Besonders der Kunstszene in Ramallah wurde in den letzten Jahren vorgeworfen, sie lebe abgekapselt und unterwerfe sich einer neoliberalen Agenda. Statt das Ende der Besetzung zu fordern, würden sie sich um mehr Lokalitäten zum Cappuccinotrinken bemühen. «Das ist Blödsinn» sagt Anani. «Wir fordern ein Stück Normalität. Die internationale Kunstwelt hat einen Filter, der diejenigen Werke zu guter Kunst kürt, die politisch am meisten Furore machen.» Kunst funktioniere aber nicht wie Politik, die in den besetzten Gebieten von oben herab gemacht werde, vielmehr sei sie eine Bewegung, die von unten komme.

Die Selbstbestimmung der eigenen Geschichte sei ein langfristiges Projekt, das sich nicht in «Qalandiya» erschöpfe, sagt Rayyan. Der aufwühlende Sommer hat die Biennale spürbar und sichtbar geprägt. In der Folge der Gewalt in Jerusalem blieben Teile der Biennale die letzten Tage geschlossen. Niemand scheint zu glauben, dass bis zur nächsten Messe, 2016, der geplante Truppenabzug Wirklichkeit sein könnte. Die Sprache verschlagen hat es den Kunstschaffenden dennoch nicht. ◇

«Wir fordern ein Stück Normalität.»

Neues Masterstudium Food, Nutrition and Health



Universität
Zürich ^{UZH}

Wie gesund ernähren wir uns? Enthält frisches Gemüse mehr Vitamine als tiefgekühltes? Immer öfter werden Themen rund um unsere Lebensmittel und Ernährung diskutiert. Die Zahl der KonsumentInnen, die sich bewusst ernähren, steigt – genauso wie die Anzahl an Produkten für bestimmte Bedürfnisse und Personengruppen. «Sowohl in der öffentlichen Diskussion wie in der Branche hat sich in den letzten Jahren punkto Gesundheitsmanagement im Lebensmittelbereich sehr viel verändert», stellt Daniel Heine, Dozent für Lebensmitteltechnologie an der Berner Fachhochschule (BFH-HAFL), fest.

Damit wächst die Herausforderung, eine Brücke zwischen dem technisch Machbaren und dem gesellschaftlich Erwünschten zu schlagen. Genau dafür braucht es gut ausgebildete SpezialistInnen an der Schnittstelle zwischen Lebensmittel- und Ernährungswissenschaften.

Genau daran orientiert sich das neue Masterangebot der BFH: Die praxisnahe, dreisemestrige Ausbildung deckt die ganze Palette ab. Ein besonderes Augenmerk gilt dabei der Spezialnahrung für bestimmte Bevölkerungsgruppen. Ein Studium, das interessante Perspektiven für Lebensmittel- und Gesundheitswissenschaftlerinnen, Pharmazeuten, Chemikerinnen oder Biotechnologen bietet.

Reinschauen lohnt sich: www.hafl.bfh.ch | Infoabend in Zürich: 10.3.2015, 18.30-19.30 Uhr, HWZ, Lagerstrasse 5

Weiterbildung an der Universität Zürich

Wo Forschung und Wissenschaft die berufliche Praxis prägen.

Unser Weiterbildungsangebot umfasst rund 60 Weiterbildungsstudiengänge und 60 ein- bis mehrtägige Kurse.

Unser aktuellstes Angebot finden Sie immer auf:

www.weiterbildung.uzh.ch



**KATZENBILDER
SIND AUCH NEWS.**



AXA PRESENTS

Art on Ice

HALLENSTADION ZÜRICH
5.-8. FEBRUAR 2015



NELLY
FURTADO

TOM ODELL
MARC SWAY

OLYMPIASIEGER

Tatiana Volozozhar & Maxim Trankov
Tessa Virtue & Scott Moir

WELTMEISTER

Stéphane Lambiel . Carolina Kostner
Daisuke Takahashi

Tickets: www.artonice.com



SWISS CASINOS

MINOR

SRF

touring

TagesAnzeiger

TELE ZÜRICH



SBB CFF FFS
RailAway-Kombi